Memoiren eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

W. L. Wesché.

Dreizehnter Band.

Leipzig, 1849.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Wien,

bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.

Wallnerstraße Nr. 263.

Das
Halsband der Königin.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Wesché.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Memoiren eines Arztes.

Dreizehnter Band.

Das

Halsband der Königin.

Zweiter Band.

I.

Der Versucher.

Bei dem Befehle, oder vielmehr bei der Bitte der Königin, „Gnade, Gnad! Sie würden mich tödten," zog Philipp seine Stahlmuskeln zusammen, stemmte sich auf seine Absätze und der Schlitten hielt kurz an, wie das arabische Pferd, das in dem Sande der Wüste auf seinen Füßen erbebt.

— O! jetzt ruhen Sie Sich aus, sagte die Königin, indem sie ganz schwankend ihren Schlitten verließ. Wahrlich, ich hätte niemals geglaubt, daß ein solcher Rausch in der Schnelligkeit läge. Sie haben mich beinahe wahnsinnig gemacht.

Und in der That ganz schwankend, stützte sie sich auf Philipps Arm.

Ein Gemurmel des höchsten Erstaunens, das durch die ganz vergoldete und verbrämte Menge lief, deutete

ihr an, daß sie nochmals einen jener Fehler gegen die Etikette begangen hatte, welche in den Augen der Eifersucht und der Knechtschaft ungeheuer sind.

Was Philipp anbetrifft, so war er, ganz betäubt über dieses Uebermaaß von Ehre, noch weit zitternder und weit beschämter, als wenn seine Fürstin ihn öffentlich beschimpft hätte.

Er schlug die Augen nieder; sein Herz klopfte, um seine Brust zu sprengen.

Eine seltsame Aufregung, ohne Zweifel die ihrer Fahrt, erregte auch die Königin, denn sie zog unmittelbar ihren Arm zurück und nahm den des Fräuleins von Taverney, indem sie einen Sitz verlangte.

Man brachte ihr einen Feldstuhl.

—Verzeihung, Herr von Taverney, sagte sie zu Philipp.

Hierauf sagte sie plötzlich leise:

—Mein Gott! was es ein Unglück ist, beständig von Neugierigen und Dummköpfen umgeben zu sein.

Die Hofherren und die Ehrendamen hatten sie eingeholt, und verschlangen Philipp mit den Augen, der seine Schlittschuhe abschnallte, um sein Erröthen zu verbergen.

Als er seine Schlittschuhe abgeschnallt, trat Philipp zurück, um den Hofleuten Platz zu machen.

Die Königin blieb einige Augenblicke lang nachdenkend. Indem sie hierauf den Kopf erhob, sagte sie:

—O! ich fühle, daß ich mich erkälten würde, wenn ich so regungslos bliebe; noch eine Fahrt.

Und sie stieg wieder in den Schlitten.

Philipp erwartete einen Befehl, aber vergebens.

Nun boten sich zwanzig Edelleute an.

—Nein, meine Heiducken, sagte sie; ich danke Ihnen, meine Herren.

Als die Bedienten hierauf an ihrem Posten waren, sagte sie:

—Langsam, langsam.

Und indem sie die Augen schloß, gab sie sich einem inneren Träumen hin.

Der Schlitten entfernte sich langsam, wie es die Königin befohlen hatte, von einer begierigen Menge Neugieriger und Eifersüchtiger gefolgt.

Philipp blieb allein, indem er die Schweißtropfen von seiner Stirn abtrocknete.

Er suchte mit den Augen Saint Georges, um ihn durch ein aufrichtiges Kompliment über seine Niederlage zu trösten.

Aber dieser hatte einen Boten von dem Herzoge von Orleans, seinem Gönner, erhalten, und den Kampfplatz verlassen.

Ein wenig traurig, ein wenig müde und fast selbst über das erschreckt, was sich so eben zugetragen hatte, war Philipp regungslos auf seinem Platze geblieben, indem er mit den Augen dem sich entfernenden Schlitten der Königin folgte, als er etwas fühlte, das ihm die Seite streifte.

Er wandte sich um und erkannte seinen Vater.

Ganz zusammengeschrumpft, wie eine der Figuren

Hofmanns, ganz in Pelzwerk eingehüllt, wie ein Samojede, hatte der kleine Greis seinen Sohn mit dem Ellbogen angestoßen, um die Hände nicht aus dem Muff zu ziehen, den er an seinem Halse hängend trug.

Sein durch die Kälte oder durch die Freude erweitertes Auge schien Philipp flammend.

—Sie umarmen mich nicht, mein Sohn? sagte er.

Und er sprach diese Worte in dem Tone aus, den der Vater der griechischen Athleten würde angenommen haben, um seinem Sohne für dem im Circus davongetragenen Sieg zu danken.

— Mein lieber Vater, von ganzem Herzen, erwiderte Philipp.

Aber man merkte leicht, daß keine Uebereinstimmung zwischen den Worten und ihrer Bedeutung stattfand.

—Gut, gut, und jetzt, wo Sie mich umarmt haben, gehen Sie, gehen Sie, schnell!

Und er schob ihn vorwärts.

—Aber wo soll ich denn hingehen, mein Herr? fragte Philipp.

—Ei dorthin, Gottes Tod!

—Dorthin?

—Ja, zu der Königin.

—O! nein! mein Vater, nein, Gott bewahre.

—Wie, nein! Wie, Gott bewahre! Sind Sie närrisch! Sie wollen nicht zu der Königin gehen?

—Nein, das ist unmöglich; es fällt Ihnen nicht ein, mein lieber Vater.

—Wie! unmöglich zu der Königin zu gehen, welche Sie erwartet?

—Die mich erwartet, mich?

—Ei ja doch, ja, die Königin, welche nach Ihnen verlangt.

—Die nach mir verlangt?

Und Taverney blickte den Baron fest an.

—In Wahrheit, mein Vater, sagte er auf eine frostige Weise, ich glaube, daß Sie sich vergessen.

—Es ist zum Verwundern, auf Ehre! sagte der Greis, indem er sich aufrichtete und mit dem Fuße stampfte. Ah so, Philipp, sagen Sie mir gefälligst ein wenig, wo Sie herkommen?

—Mein Herr, sagte der Chevalier betrübt, ich fürchte in Wahrheit, eine Ueberzeugung anzunehmen.

—Welche?

—Daß Sie Sich über mich lustig machen, oder . . .

—Oder?

—Verzeihen Sie mir, mein Vater, oder daß Sie närrisch werden.

Der Greis ergriff seinen Sohn mit einer so kräftigen nervösen Bewegung bei dem Arme, daß der junge Mann vor Schmerz die Stirn runzelte.

—Hören Sie, Herr Philipp, sagte der Greis, Amerika ist ein von Frankreich sehr entferntes Land, ich weiß es wohl.

—Ja, mein Vater, sehr entfernt, wiederholte Philipp; aber ich verstehe nicht, was Sie damit sage wollen. Ich bitte Sie daher, sich zu erklären.

—Ein Land, in welchem es weder einen König noch eine Königin gibt.

—Noch Unterthanen.

—Sehr wohl! Noch Unterthanen, Herr Philosoph, ich läugne das nicht. Dieser Punkt interessirt mich durchaus nicht, und ist mir sehr gleichgültig; aber was mir nicht gleichgültig ist, was mir Kummer macht, was mich erniedrigt, ist, daß auch ich fürchte, eine Ueberzeugung zu haben.

—Welche, mein Vater? In jedem Falle glaube ich, daß unsere Ueberzeugungen gänzlich von einander abweichen.

—Die meinige ist, daß Sie ein einfältiger Mensch sind, mein Sohn. Und das ist einem großen, erwachsenen Menschen, wie Sie, nicht erlaubt. Sehen Sie, so sehen Sie doch dorthin!

—Ich sehe, mein Herr.

—Nun denn! die Königin wendet sich um, und das ist das dritte Mal. Ja, mein Herr, die Königin hat sich drei Male umgewandt. Und, sehen Sie, da wendet sie sich nochmals um; sie sucht, wen? den Herrn Dummkopf, den Herrn Puritaner, den Herrn Amerikaner. O! . . .

Und der kleine Greis biß, nicht mehr mit seinen Zähnen, sondern mit seinem Zahnfleische in den Handschuh von grauem Hirschleder, der zwei Hände wie die seinigen aufgenommen hätte.

—Nun denn, mein Herr, äußerte der junge Man:

wenn es wahr wäre, was es wahrscheinlicher Weise nicht ist, daß ich es bin, den die Königin suchte?

—O! wiederholte der Greis nochmals, indem er mit den Füßen stampfte, er hat gesagt: —Wenn es wahr wäre. Dieser Mensch ist nicht von meinem Blute, dieser Mensch da ist kein Taverney!

—Ich bin nicht von Ihrem Blute! murmelte Philipp.

Dann sagte er leise und die Augen gen Himmel erhoben:

—Muß ich Gott dafür danken?

—Mein Herr, sagte der Greis, ich sage Ihnen, daß die Königin nach Ihnen verlangt; ich sage Ihnen, daß die Königin Sie sucht.

—Sie haben ein gutes Gesicht, mein Vater, sagte Philipp kalt.

—Nun denn, begann der Greis weit sanfter wieder, indem er seine Ungeduld zu mäßigen suchte, nun denn, laß mich Dir erklären . . . Es ist wahr, Du hast Deine Gründe, aber ich habe am Ende die Erfahrung. Sag an, Philipp, bist Du ein Mann oder bist Du keiner?

Philipp zuckte leicht die Achseln und antwortete nicht.

Als er sah, daß er vergebens eine Antwort erwartete, wagte der Greis, eher aus Verachtung, als aus Bedürfniß, die Augen auf seinen Sohn zu heften, und nun bemerkte er die ganze Würde, die ganze unergründliche Zurückhaltung, den ganzen unerklärlichen Willen, mit denen dieses Gesicht, leider! für das Gute bewaffnet waren.

Er unterdrückte seinen Schmerz, er fuhr mit seinem Muff über die rothe Spitze seiner Nase, und sagte mit einer gleich dem zu den Thessalischen Felsen sprechenden Orpheus sanften Stimme:

— Philipp, mein Freund, höre mich an.

— Ei! antwortete der junge Mann, wie mir scheint, thue ich seit einer Viertelstunde nichts Anderes, mein Vater.

— O! dachte der Greis, ich will Dich von der Höhe Deiner Majestät herabstürzen, Herr Amerikaner. Du hast wohl Deine schwache Seite, Koloß. Laß mich diese Seite mit meinen alten Krallen packen, und Du wirst sehen.

Dann sagte er laut:

— Du hast Eines nicht bemerkt?

— Was?

— Eines, das Deiner Treuherzigkeit Ehre macht.

— Lassen Sie hören, sagen Sie, mein Herr.

— Das ist ganz natürlich, Du kömmst von Amerika. Du bist zu einer Zeit abgegangen, wo es nur noch einen König, und keine Königin mehr gab, wenn es nicht die Dubarry war, eine wenig achtbare Majestät. Du kömmst zurück, Du siehst eine Königin, und Du sagst Dir: Achten wir sie.

— Ohne Zweifel.

— Armes Kind! sagte der Greis.

Und er begann zugleich einen Husten und ein Gelächter in seinem Muff zu ersticken.

— Wie! fragte Philipp, Sie bedauern mich dar-

über, daß ich das Königthum achte, Sie, ein Taverney Maison Rouge, Sie, einer der guten Edelleute von Frankreich?

—Warte doch, ich spreche nicht von dem Königthume; ich spreche von der Königin.

—Und Sie machen einen Unterschied?

—Bei Gott! was ist das Königthum, mein Lieber? eine Krone. Das tastet man nicht an, den Henker! — Was ist die Königin? eine Frau. O! eine Frau, das ist etwas Anderes, man tastet sie an.

—Man tastet sie an! rief Philipp aus, indem er vor Zorn erröthete und diese Worte mit einer so stolzen Geberde begleitete, daß keine Frau ihn hätte sehen können, ohne ihn zu lieben, keine Königin, ohne ihn anzubeten.

—Du glaubst es nicht, nein. Nun denn, begann der kleine Greis mit einem gemeinen und fast grimmigen Ausdrucke wieder, so viel Unverschämtheit legte er in sein Lächeln, frage Herr von Coigny, frage Herr von Lauzun, frage Herrn von Vaudreuil.

—Still, still! mein Vater, rief Philipp mit dumpfer Stimme aus, oder ich werde für diese drei Lästerungen, da ich sie nicht drei Male mit meinem Degen treffen kann, mich selbst treffen, und das, ich schwöre es Ihnen, ohne Erbarmen und auf der Stelle!

Taverney that einen Schritt zurück, drehte sich um sich selbst, wie es Richelieu mit dreißig Jahren gethan hätte, indem er seinen Muff schüttelte.

—O! wahrlich, das Thier ist dumm, sagte er, das Pferd ist ein Esel, der Adler eine Gans, der Hahn ein

Kapaun. Guten Abend, Du hast mich belustigt; ich hielt mich für den Vorfahren, den Cassandrus, und jetzt bin ich Valerius, bin ich Adonis, bin ich Apollo. Gute Nacht.

Und er drehte sich nochmals auf seinen Absätzen.

Philipp war finster geworden; er hielt den Greis auf der halben Wendung zurück.

—Sie haben nicht im Ernste gesprochen, mein Vater, nicht wahr? sagte er, denn es ist unmöglich, daß ein Edelmann von so gutem Geschlechte, wie Sie es sind, fortfährt solche, nicht allein von den Feinden der Königin, sondern auch noch von denen des Königthumes ausgestreute Verläumdungen in Ansehen zu bringen.

—Er zweifelt noch daran, der doppelte Dummkopf! rief Taverney aus.

—Sie haben mit mir gesprochen, wie Sie vor Gott sprechen?

—In Wahrheit.

—Vor Gott, dem Sie Sich mit jedem Tage nähern?

Der junge Mann hatte das so verächtlich von ihm unterbrochene Gespräch wieder angeknüpft. Das war ein Erfolg für den Baron. Er näherte sich wieder.

—Aber, sagte er, ich meine, daß ich hinlänglich guter Edelmann bin, mein Herr Sohn, und daß ich nicht immer lüge?

Dieses immer war ein wenig lächerlich, Philipp lachte indessen nicht.

—Demnach also, mein Herr, sagte er, ist Ihre Meinung, daß die Königin Liebhaber gehabt hat?

—Eine große Neuigkeit!

—Die welche Sie genannt haben?

—Und Andere, was weiß ich? Frag' die Stadt und den Hof; man muß von Amerika zurückkehren, um das nicht zu wissen, was man sagt.

—Und wer sagt das, mein Herr? die gemeinen Schmähschriftschreiber?

—O! o! halten Sie mich etwa für einen Zeitungsschreiber?

—Nein, und darin besteht das Unglück, daß Männer, wie Sie, solche Schändlichkeiten wiederholen, die sich sonst wie jene ungesunden Dünste auflösen würden, die zuweilen die schönste Sonne verdunkeln. Sie und die Leute von Adel sind es, welche diesen Aeußerungen einen schrecklichen Glauben verleihen, indem sie dieselben wiederholen. O! mein Herr, aus Gewissenhaftigkeit, wiederholen Sie solche Dinge nicht.

—Ich wiederhole sie indessen.

—Und warum wiederholen Sie dieselben? rief der junge Mann aus, indem er mit dem Fuße stampfte.

—Ei! sagte der Greis, indem er sich an den Arm seines Sohnes klammerte und ihn mit seinem teuflischen Lächeln anblickte, um Dir zu beweisen, daß ich nicht Unrecht hatte Dir zu sagen: Philipp, die Königin wendet sich um; Philipp, die Königin sucht; Philipp, die Königin verlangt; Philipp, eile, eile, die Königin erwartet.

—O! rief der junge Mann aus, indem er seinen Kopf in seinen Händen verbarg, in des Himmels Namen, schweigen Sie, mein Vater, Sie würden mich wahnsinnig machen.

—In Wahrheit, Philipp, ich begreife Dich nicht, sagte der Greis. Ist es ein Verbrechen zu lieben? Das ist ein Beweis, daß man ein Herz hat, und fühlt man in den Augen dieser Frau, in ihrer Stimme, in ihrem Gange nicht ihr Herz? Sie liebt, bist Du es? ich weiß es nicht; ist es ein Anderer? das ist möglich; aber glaube meiner alten Erfahrung in diesem Augenblicke, ich sage Dir, sie liebt, oder sie fängt an Jemand zu lieben. Aber Du bist ein Philosoph, ein Puritaner, ein Quäcker, ein Amerikaner: Du liebst nicht; laß sie daher sehen; laß sie sich umwenden, laß sie warten, beleidige sie, verachte sie, stoße sie zurück, Philipp, das heißt Joseph von Taverney!

Und als nach diesen, mit grimmigem Spotte betonten Worten der kleine Greis die Wirkung gesehen, die er hervorgebracht hatte, entfloh er wie der Versucher, nachdem er den ersten Rath zu dem Verbrechen gegeben hat.

Philipp blieb allein, mit beklommenem Herzen und glühendem Kopfe; er dachte nicht einmal daran, daß er seit einer halben Stunde auf demselben Platze geblieben war, daß die Königin ihre Spazierfahrt beendigt hatte, daß sie zurückkehrte, daß sie ihn anblickte und daß sie ihm aus ihrem Gefolge im Vorüberkommen zurief:

—Sie müssen gut ausgeruht sein, Herr von Taverney! kommen Sie doch, es gibt nur Sie, um eine Köni-

gin auf königliche Weise spazieren zu fahren. Treten Sie zur Seite, meine Herrn!

Verblendet, betäubt, trunken, eilte Philipp zu ihr.

Indem er seine Hand auf die Lehne des Schlittens legte, fühlte er sich glühen; die Königin hatte sich nachlässig zurückgeworfen; die Finger des jungen Mannes hatten die Haare Marie Antoinettens berührt.

II.

II.

Der Suffren.

Gegen alle Gebräuche des Hofes war Ludwig XVI. und dem Grafen von Artois das Geheimniß getreulich bewahrt worden.

Niemand wußte, um wie viel Uhr, und wie Herr von Suffren ankommen sollte.

Der König hatte sein Spiel für den Abend bestimmt.

Um sieben Uhr trat er mit den Prinzen und mit den Prinzessinnen seiner Familie ein.

Die Königin kam, indem sie ihre Tochter an der Hand hielt, die erst sieben Jahre alt war.

Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend.

Während der Vorbereitungen der Gesellschaft, in dem Augenblicke, wo jeder Platz nahm, näherte sich der Graf von Artois bedächtig der Königin und sagte zu ihr:

— Meine Schwester, blicken Sie genau um sich.

— Nun denn! sagte sie, ich sehe.

—Was sehen Sie?

Die Königin warf ihre Augen in dem Kreise herum, erforschte die Gruppen, untersuchte die Lücken, und da sie überall Freunde, überall Diener erblickte, unter denen sich Andrée und ihr Bruder befanden, sagte sie:

—Ei, ich sehe sehr angenehme Gesichter, besonders befreundete Gesichter.

—Betrachten Sie nicht das, was wir haben, meine Schwester; betrachten Sie das, was uns fehlt.

—Ah! es ist meiner Treue wahr, rief sie aus.

Der Graf von Artois begann zu lachen.

—Nochmals abwesend, begann die Königin wieder. Ah so! werde ich ihn auf diese Weise immer fliehen lassen?

—Nein, sagte der Graf von Artois; nur verlängert sich der Scherz. Monsieur erwartet den Commodore von Suffren an der Barrière.

—Aber in diesem Falle begreife ich nicht, warum Sie lachen, mein Bruder.

—Sie begreifen nicht, warum ich lache?

—Ohne Zweifel, wenn Monsieur hingegangen ist, den Commodore von Suffren an der Barrière zu erwarten, so ist er weit schlauer gewesen, als wir, das ist Alles, da er der Erste ist, der ihn sehen, und dem zu Folge ihn vor allen Andern bewillkommen wird.

—Gehen Sie doch, liebe Schwester, erwiderte der junge Prinz lachend, Sie haben einen sehr geringen Begriff von unserer Diplomatie. Monsieur erwartet freilich den Commodore an der Barrière von Fontainebleau, aber

wir haben Jemand, der ihn auf der Station von Villejuif erwartet.

—Wahrhaftig?

—So daß, fuhr der Graf von Artois fort, Monsieur sich allein an der Barrière erkälten wird, während Herr von Suffren, indem er auf einen Befehl des Königs um Paris herumfährt, direct nach Versailles kommen wird, wo wir ihn erwarten.

—Das ist herrlich ausgedacht.

—Ei nicht übel, und ich bin ziemlich zufrieden mit mir. Machen Sie Ihr Spiel, meine Schwester.

Es befanden sich in diesem Augenblicke zum Mindesten Hundert Personen des höchsten Ranges in dem Spielsaale: Herr von Condé, Herr von Penthièvre, Herr de la Tremouille, die Prinzessinnen.

Der König allein bemerkte, daß der Herr Graf von Artois die Königin lachen ließ, und um sich ein wenig in ihr Complott zu mischen, sandte er ihnen einen höchst bedeutungsvollen Blick zu.

Die Nachricht von der Ankunft des Commodore von Suffren hatte sich, wie wir bemerkt haben, nicht verbreitet, und dennoch hatte man nicht Etwas, wie eine Vorbedeutung unterdrücken können, welche über den Gemüthern schwebte.

Man fühlte irgend etwas Verborgenes, das Erscheinen irgend etwas Neuem, das zu Tage kommen würde; es war ein unbekanntes Interesse, das sich unter allen diesen Leuten verbreitete, unter denen das geringste Ereigniß Wichtigkeit annimmt, so bald der Herr die Stirne

gerunzelt hat um zu mißbilligen, oder den Mund gefaltet um zu lächeln.

Der König, der die Gewohnheit hatte einen sechs Livrethaler zu spielen, um das Spiel der Prinzen und der Herren des Hofes zu mäßigen, der König bemerkte nicht, daß er Alles das auf den Tisch legte, was er an Gold in seinen Taschen hatte.

Gänzlich mit ihrer Rolle beschäftigt, spielte die Königin die Politische, und lenkte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft durch den erkünstelten Eifer ab, den sie auf ihr Spiel verwandte.

Zu der Parthie zugelassen, und seiner Schwester gegenüber sitzend, verschlang Philipp mit allen seinen Sinnen den zugleich unerhörten und ihn in Erstaunen versetzenden Eindruck dieser Gunst, die ihn unerwarteter Weise erwärmte.

Wie dem auch sein mogte, die Worte seines Vaters fielen ihm wieder ein. Er fragte sich, ob in der That der Greis, der drei oder vier Regierungen der Favoritinnen gesehen hatte, nicht genau die Geschichten der Zeiten und der Sitten kenne.

Er fragte sich, ob dieser Puritanismus, der von der gewissenhaften Verehrung herrührt, nicht eine der Lächerlichkeiten wäre, die er aus fernen Ländern zurückgebracht hätte.

War die so poetische, so schöne, für ihn so brüderliche Königin nicht am Ende nur eine schreckliche Kokette, die begierig war, eine Leidenschaft mehr an ihre Erinnerungen zu knüpfen, wie der Insectensammler ein Insect

oder einen Schmetterling mehr in seiner Sammlung befestigt, ohne sich um das zu bekümmern, was das arme Thier leidet, dessen Herz eine Nadel durchbohrt.

Und die Königin war keine gewöhnliche Frau, kein alltäglicher Charakter; ein Blick von ihr, die niemals ihren Blick fallen ließ, ohne die Bedeutung desselben zu berechnen, bedeutete irgend Etwas.

— Coigny, Vaudreuil, wiederholte Philipp, sie haben die Königin geliebt, und sie sind von ihr geliebt worden. O! warum, o! warum ist diese Verleumdung so schwarz, warum dringt nicht ein Strahl von Licht in diese Tiefe, die man das Herz einer Frau nennt, und die noch unergründlicher ist, wenn sie das Herz einer Königin ist.

Und als Philipp diese beiden Namen genug in seinem Geiste erwogen, betrachtete er an dem äußersten Ende des Tisches die Herren von Coigny und von Vaudreuil, die durch eine seltsame Laune des Zufalles nebeneinander saßen, und gleichgiltig, um nicht zu sagen vergeßlich, die Augen auf einen andern Punkt gerichtet hatten, als den, wo sich die Königin befand.

Und Philipp sagte sich, daß es unmöglich wäre, daß diese beiden Männer geliebt hätten, und so ruhig wären, daß sie geliebt gewesen wären, und daß sie so vergeßlich wären. O! wenn die Königin ihn liebte, so würde er wahnsinnig vor Glück werden; wenn sie ihn vergäße, nachdem sie ihn geliebt hätte, so würde er sich vor Verzweiflung umbringen.

Und von den Herren von Coigny und Vaudreuil ging er zu der Königin Maria Antoinette über.

Und immer kehrte er zurück und befragte diese so reine Stirne, diesen so stolzen Mund, diesen so majestätischen Blick; er verlangte von allen den Schönheiten dieser Frau die Offenbarung des Geheimnisses der Königin.

— O! nein, Verleumdungen! alle diese unbestimmten Gerüchte, welche im Volke im Umlauf zu sein begannen, und denen die Interessen, der Haß oder die Ränke des Hofes allein Bestand verliehen, waren Verleumdungen!

Philipp war mit diesen Betrachtungen beschäftigt, als es drei Viertel auf acht auf der Uhr des Saales der Garden schlug. Im selben Augenblicke ließ sich ein großer Lärm hören.

Eilige und rasche Schritte erschallten in diesem Saale. Die Gewehrkolben stampften den Boden. Ein Jubel von Stimmen, der durch die halbgeöffnete Thüre drang, erweckte die Aufmerksamkeit des Königs, der seinen Kopf zurückwarf, um besser zu hören, und dann der Königin einen Wink gab.

Diese verstand die Andeutung, und hob auf der Stelle die Sitzung auf.

Indem jeder Spieler das zusammenraffte, was er vor sich hatte, wartete er ab, um einen Entschluß zu fassen, daß die Königin den ihrigen hätte errathen lassen.

Die Königin ging in den großen Empfangssaal.

Der König war vor ihr dort angelangt.

Ein Adjutant des Herrn von Castries, des Marineministers, näherte sich dem Könige, und sagte ihm einige Worte in's Ohr.

— Gut, antwortete der König, gehen Sie.

Indem er sich hierauf an die Königin wandte, fügte er hinzu:

— Alles geht gut.

Jedermann befragte seinen Nachbar mit dem Blicke. Das, Alles geht gut, gab aller Welt viel zu denken.

Plötzlich trat der Herr Marschall von Castries in den Saal, indem er mit lauter Stimme sagte:

— Will Seine Majestät den Herrn Commodore von Suffren empfangen, der von Toulon ankömmt?

Bei diesem mit lauter, fröhlicher und triumphirender Stimme ausgesprochenen Namen entstand in der Versammlung ein unbeschreibliches Getümmel.

— Ja, mein Herr, antwortete der König, und mit großem Vergnügen.

Herr von Castries verließ den Saal.

Es entstand fast eine Bewegung in Masse nach der Thüre, durch welche Herr von Castries verschwunden war.

Um diese Sympathie Frankreichs für Herrn von Suffren zu erklären, um das Interesse begreiflich zu machen, das ein König, das eine Königin, das Prinzen von königlichem Geblüte darauf verwandten, als die ersten den Blick des Herrn von Suffren zu genießen, werden wenige Worte genügen. Suffren ist wie Turen-

ne, wie Catinat, wie Jean-Bart, ein wesentlich französischer Name.

Seit dem Kriege mit England, oder vielmehr seit der letzten Periode der Schlachten, welche dem Frieden vorausgegangen waren, hatte der Herr Commodore von Suffren sieben große Seeschlachten ohne eine einzige Niederlage geliefert; er hatte Trinquemale und Gondelour genommen, die Französischen Besitzungen gesichert, das Meer gesäubert, und dem Nabob Hayder-Ealy gelehrt, daß Frankreich die erste Macht Europas wäre. Er hatte in die Ausübung des Gewerbes als Seemann alle die Diplomatie eines schlauen und rechtschaffenen Unterhändlers, alle die Tapferkeit und alle die Tactik eines Soldaten, alle die Gewandtheit eines weisen Verwalters gebracht. Kühn, unermüdlich, stolz, wenn es sich um die Ehre der Französischen Flagge handelte, hatte er die Engländer zu Land und zur See in dem Grade ermüdet, daß diese stolzen Seeleute niemals wagten, einen angefangenen Sieg zu beendigen oder einen Angriff gegen Suffren zu versuchen, wenn der Löwe die Zähne zeigte.

Dann hatte man ihn nach der Schlacht, während welcher er sein Leben mit der Sorglosigkeit des geringsten Matrosen Preis gegeben hatte, menschlich, großmüthig und mitleidig gesehen. Es war das seit Jean-Bart und Duguay-Trouin ein wenig vergessene Vorbild des wahren Seemannes, das Frankreich in dem Commodore von Suffren wiederfand.

Wir wollen nicht versuchen, die Unruhe und die Begeisterung zu schildern, welche seine Ankunft in Versailles

unter den zu dieser Gesellschaft eingeladenen Hofleuten ausbrechen ließ.

Suffren war ein Mann von sechs und fünfzig Jahren, dick, untersetzt, mit feurigen Augen, mit edler und ungezwungener Geberde. Behend, trotz seiner Wohlbeleibtheit, majestätisch, trotz seiner Geschmeidigkeit, trug er seine Frisur oder vielmehr seine Perücke auf eine stolze Weise, wie ein Mann, der daran gewöhnt ist, alle Schwierigkeiten leicht zu finden. Er hatte das Mittel gefunden, sich in seiner Postkutsche ankleiden und frisiren zu lassen.

Er trug den blauen mit Gold gestickten Frack, die rothe Weste, die blaue kurze Hose. Er hatte die militärische Halsbinde beibehalten, auf welcher sein gewaltiges Kinn, wie die nothwendige Ergänzung seines kolossalen Kopfes ruhte.

Als er in den Saal der Garden getreten war, hatte Jemand Herrn von Castries, der voll Ungeduld auf und ab ging, ein Wort gesagt, und sogleich hatte dieser ausgerufen:

— Herr von Suffren, meine Herren.

Sogleich hatten sich die Garden, indem sie ihre Büchsen ergriffen, von selbst aufgestellt, wie als ob es sich um den König von Frankreich gehandelt hätte, und, sobald der Commodore vorübergekommen, hatten sie sich hinter ihm in guter Ordnung vier zu vier gebildet, wie um ihm zum Gefolge zu dienen.

Indem er die Hände des Herrn von Castries drückte, hatte er ihn zu umarmen gesucht.

Aber der Marineminister wies ihn sanft zurück.

—Nein, nein, mein Herr, sagte er zu ihm, nein, ich will nicht Jemanden, der dessen weit würdiger ist, als ich, des Glückes berauben, Sie zuerst zu umarmen.

Und er führte auf diese Weise Herrn von Suffren bis zu Ludwig XVI.

—Herr Commodore, rief der König ganz strahlend vor Freude und sobald er ihn erblickt hatte aus, sein Sie willkommen in Versailles. Sie bringen den Ruhm, Sie bringen alles das dorthin, was die Helden ihrer Zeitgenossen auf der Erde gewähren; ich spreche Ihnen nicht von der Zukunft, sie ist Ihr Eigenthum. Umarmen Sie mich, Herr Commodore.

Herr von Suffren hatte das Knie gebeugt, der König hob ihn auf und umarmte ihn so herzlich, daß ein langes Erbeben der Freude und des Triumphes durch die ganze Versammlung kreiste.

Ohne die dem Könige schuldige Ehrfurcht wären alle Anwesenden in Bravos und in Beifallsgeschrei ausgebrochen.

Der König wandte sich an die Königin.

—Madame, sagte er, hier ist der Herr von Suffren, der Sieger von Trinquemale und Gondelour, der Schrecken unserer Nachbarn, der Engländer, mein Jean-Bart.

— Mein Herr, sagte die Königin, ich habe Ihnen keine Lobeserhebungen zu machen. Wissen Sie nur, daß Sie keinen Kanonenschuß für den Ruhm Frankreichs ab-

geschossen haben, ohne daß mein Herz vor Bewunderung und vor Dankbarkeit für Sie geschlagen hat.

Die Königin hatte kaum ausgesprochen, als der Graf von Artois, der sich mit seinem Sohne, dem Herrn Herzoge von Angouleme näherte, zu diesem sagte:

—Mein Sohn, Sie sehen einen Helden. Betrachten Sie ihn wohl, die Sache ist selten.

—Gnädiger Herr, antwortete der junge Prinz seinem Vater, so eben noch las ich die großen Männer Plutarchs, aber ich sah sie nicht. Ich danke Ihnen, mir Herrn von Suffren gezeigt zu haben.

Aus dem Gemurmel, das um ihm herum entstand, konnte der Knabe ersehen, daß er ein Wort ausgesprochen hätte, das bleiben würde.

Nun nahm der König den Arm des Herrn von Suffren und schickte sich an, ihn sogleich in sein Kabinet zu führen, um ihn als Geograph von seinen Reisen und von seinen Zügen zu unterhalten.

Aber Herr von Suffren leistete einen ehrerbietigen Widerstand.

—Sire, sagte er, wollen Sie mir erlauben, da Eure Majestät so viel Güte für mich hat . . .

—O! rief der König aus, Sie verlangen, Herr von Suffren?

—Sire, einer meiner Offiziere hat gegen die Disciplin ein so schweres Vergehen begangen, daß ich gedacht habe, daß Eure Majestät allein Richter der Sache sein dürfte.

— O! Herr von Suffren, ich hoffte, daß Ihr erstes Verlangen eine Gunst und keine Strafe sein würde.

— Sire, Eure Majestät wird, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihr zu sagen, Richter dessen sein, was sie thun muß.

— Ich höre.

— Bei der Schlacht von ...., befand sich dieser Officier, von dem ich Eurer Majestät spreche, auf dem Sévère.

— O! dieses Schiff, das seine Flagge eingezogen hat, sagte der König, indem er die Stirne runzelte.

— Sire, der Kapitän des Sévère hatte in der That seine Flagge eingezogen, antwortete Herr von Suffren, indem er sich verneigte, und schon sandte Sire Hugues, der Englische Admiral, ein Boot ab, um das genommene Schiff zu bemannen; als aber der Lieutenant des Schiffes, der die Batterien des Zwischendeckes kommandirte, bemerkt, daß das Feuer aufhörte, und den Befehl erhalten hatte, die Kanonen schweigen zu lassen, ging er auf das Verdeck; er sah nun die eingezogene Flagge und den Kapitain bereit, sich zu ergeben. Ich bitte Eure Majestät deshalb um Verzeihung, Sire, aber bei diesem Anblicke empörte sich Alles in ihm, was er an Französischem Blute in seinen Adern hatte; er nahm die Flagge, die sich im Bereiche seiner Hand befand, bemächtigte sich eines Hammers, und indem er befahl, das Feuer wieder zu beginnen, nagelte er die Flagge unter die Wimpel. Durch dieses Ereigniß, Sire, wurde der Sévère Eurer Majestät erhalten.

—Ein schöner Zug, äußerte der König.

—Eine tapfere That, sagte die Königin.

—Ja, Sire; ja, gnädige Frau; aber eine schwere Empörung gegen die Disciplin. Der Befehl war von dem Kapitän gegeben, der Lieutenant mußte gehorchen. Ich bitte Sie daher um die Begnadigung des Officiers, Sire, und ich bitte Sie um so dringender darum, als er mein Neffe ist.

—Ihr Neffe! rief der König aus, und Sie haben mir Nichts davon gesagt.

—Dem Könige, nein; aber ich habe die Ehre gehabt, dem Herrn Marineminister meinen Bericht abzustatten, indem ich ihn bat, Seiner Majestät Nichts davon zu sagen, bevor ich die Begnadigung des Schuldigen erlangt hätte.

—Bewilligt! bewilligt! rief der König aus, und ich verspreche im Voraus meinen Schutz jedem gegen die Disciplin Fehlenden, der auf diese Weise die Ehre der Flagge und des Königs von Frankreich zu rächen wissen wird. Sie hätten mir diesen Officier vorstellen sollen, Herr Commodore.

—Er ist hier, erwiderte Herr von Suffren, und da es Eure Majestät erlaubt . . .

Herr von Suffren wandte sich um.

—Treten Sie näher, Herr von Charny, sagte er.

Die Königin erbebte. Dieser Name erweckte in ihrem Geiste eine zu frische Erinnerung, um erloschen zu sein.

Nun trat ein junger Officier aus der um Herrn von

Suffren gebildeten Gruppe, und erschien plötzlich vor den Augen des Königs.

Die Königin hatte gleichfalls eine Bewegung gemacht, um, ganz begeistert, wie sie über die Erzählung seiner schönen That war, dem jungen Manne entgegen zu gehen.

Aber bei dem Namen, bei dem Anblicke des Seemannes, den Herr von Suffren dem Könige vorstellte, blieb sie stehen, erbleichte und stieß ein leises Murmeln aus.

Fräulein von Taverney erbleichte gleichfalls, und blickte voll Bangigkeit die Königin an.

Ohne Etwas zu sehen, ohne Etwas anzublicken, ohne daß sein Gesicht eine andere Regung, als die Ehrfurcht ausdrückte, verneigte sich Herr von Charny vor dem Könige, der ihm seine Hand zum Küssen reichte; hierauf kehrte er wieder bescheiden und zitternd unter den begierigen Blicken der Versammlung in den Kreis der Officiere zurück, welche ihm geräuschvoll Glück wünschten und ihn mit Schmeicheleien überhäuften.

Es entstand nun ein Moment des Schweigens und der Gemüthsbewegung, während dessen man den König vor Freude strahlend, die Königin lächelnd und unentschlossen, Herrn von Charny mit niedergeschlagenen Augen, und Philipp, dem die Gemüthsbewegung der Königin nicht entgangen war, besorgt und fragend hätte sehen können.

—Nun denn! äußerte endlich der König, kommen Sie, Herr von Suffren, kommen Sie, damit wir plau-

dern, ich sterbe vor Verlangen, Sie zu hören und Ihnen zu beweisen, wie viel ich an Sie gedacht habe.

—Sire, so viel Güte . . .

—O! Sie werden meine Karten sehen, Herr Commodore; Sie werden jede Veränderung Ihres Seekrieges vorausgesehen oder im Voraus durch meine Sorge errathen sehen. Kommen Sie, kommen Sie.

Hierauf, nachdem er einige Schritte gethan hatte, indem er Herrn von Suffren fortzog, wandte er sich plötzlich nach der Königin um.

—Apropos, Madame, sagte er, wie Sie wissen, lasse ich ein Schiff von Hundert Kanonen bauen; ich bin anderer Meinung über den Namen geworden, den es führen soll. Statt es so zu nennen, wie wir gesagt hatten, nicht wahr, Madame? . . .

Wieder ein wenig zu sich selbst gekommen, faßte Maria Antoinette den Gedanken des Königs im Fluge auf.

—Ja, ja, sagte sie, wir werden es den Suffren nennen. Ich werde mit dem Herrn Commodore die Pathin desselben sein.

Bis dahin unterdrückte Ausrufe brachen mit Heftigkeit aus: Es lebe der König! Es lebe die Königin!

—Und es lebe der Suffren! fügte der König mit einem ausgezeichneten Zartgefühle hinzu; denn Niemand konnte in Gegenwart des Königs: Es lebe Herr von Suffren ausrufen, während die strengsten Beobachter der Etikette rufen konnten: Es lebe das Schiff Seiner Majestät!

— Es lebe der Suffren! wiederholte daher die Versammlung voll Begeisterung.

Der König machte ein Zeichen des Dankes dafür, daß man seinen Gedanken so richtig verstanden hätte, und führte den Commodore in sein Kabinet.

III.

Herr von Charny.

Sobald der König verschwunden war, versammelte sich Alles, was sich an Prinzen und Prinzessinnen in dem Saale befand, um die Königin herum.

Ein Wink des Commodore von Suffren hatte seinem Neffen befohlen, ihn zu erwarten, und nach einer Verneigung, welche Gehorsam andeutete, war er in der Gruppe geblieben, in welcher wir ihn gesehen haben.

Die Königin, welche mit Andrée mehrere bedeutungsvolle Blicke ausgewechselt hatte, verlor den jungen Mann fast nicht mehr aus dem Gesicht, und jedes Mal, daß sie ihn anblickte, sagte sie sich:

— Er ist es, es ist nicht daran zu zweifeln.

Worauf Fräulein von Taverney durch eine Geberde antwortete, welche der Königin keinen Zweifel übrig lassen konnte, da sie bedeutete:

—O! mein Gott, ja, Madame; er ist es, er ist es wirklich.

Wie wir bereits bemerkt haben, sah Philipp diese Befangenheit der Königin; er sah sie und fühlte, wo nicht die Ursache, doch zum Mindesten die unbestimmte Bedeutung davon.

Niemals irrt sich derjenige, welcher liebt, über den Eindruck derer, welche er liebt.

Er errieth daher, daß die Königin von irgend einem seltsamen, geheimnißvollen, mit Ausnahme ihrer und Andrées, Jedermann unbekannten Ereignisse überrascht worden wäre.

In der That, die Königin hatte die Fassung verloren und eine Zuflucht hinter ihrem Fächer gesucht, sie, die gewohnt war, daß die Augen Aller sich vor ihr niederschlugen.

Während der junge Mann sich frug, wie diese Befangenheit der Königin sich endigen würde, während er die Züge der Herren von Coigny und von Vaudreuil erforschte, um sich zu versichern, daß sie in diesem Geheimnisse nicht betheiligt wären, und er sie gleichgiltiger Weise damit beschäftigt sah, Herrn von Haga zu unterhalten, der nach Versailles gekommen war, um seine Aufwartung zu machen, trat eine von Offizieren und Prälaten begleitete Person in dem majestätischen Gewande eines Kardinals in den Salon, in welchem man sich befand.

Die Königin erkannte Herrn Ludwig von Rohan, sie sah ihn an dem entferntesten Ende des Saales, und so-

gleich wandte sie den Kopf ab, ohne sich nur die Mühe zu nehmen, das Runzeln ihrer Stirne zu verbergen.

Der Prälat schritt durch die ganze Versammlung, ohne irgend Jemand zu begrüßen, und kam gerade auf die Königin zu, vor der er sich mehr wie ein Weltmann, der eine Frau begrüßt, denn wie ein Unterthan, der seiner Königin seine Hochachtung bezeigt, verneigte.

Hierauf richtete er ein sehr artiges Kompliment an Ihre Majestät, welche kaum den Kopf umwandte, einige Worte eisiger Förmlichkeit murmelte und ihre Unterhaltung mit Frau von Lamballe und Frau von Polignac wieder begann.

Der Prinz Ludwig schien den schlechten Empfang der Königin nicht bemerkt zu haben. Er vollendete seine Verbeugungen, wandte sich ohne Uebereilung und mit alle dem Anstande eines vollkommenen Hofmannes um, indem er sich an die Prinzessinnen, die Tanten des Königs, wandte, die er lange unterhielt, da er nach der am Hofe gebräuchlichen Ausgleichung dort einen in gleichem Maaße wohlwollenden Empfang fand, als der der Königin frostig gewesen war.

Der Kardinal Ludwig von Rohan war ein Mann in den besten Jahren, von Achtung gebietender Gestalt und einem edlen Anstande; seine Züge drückten Verstand und Sanftmuth aus, sein Mund war fein und bedächtig, seine Hand bewunderungswürdig; seine ein wenig kahle Stirn verrieth den Lebemann oder den Gelehrten, und der Prinz von Rohan war wirklich das eine wie das andere.

Er war ein von den Frauen gesuchter Mann, wel-

che Galanterie ohne Abgeschmacktheit und ohne Aufsehen lieben; er war bekannt wegen seiner Prachtliebe. Er hatte in der That das Mittel gefunden, bei einem Einkommen von sechzehn Mal Hundert Tausend Livres für arm gehalten zu werden.

Der König liebte ihn, weil er gelehrt war, die Königin haßte ihn dagegen.

Die Gründe dieses Hasses sind niemals genau bekannt geworden, aber sie können zwei Arten von Auslegungen unterliegen.

Zuvörderst sollte, wie man sagte, der Prinz Ludwig in seiner Eigenschaft als Gesandter in Wien an den König Ludwig XV. Briefe voll Spott über Maria Theresia geschrieben haben, welche Marie Antoinette diesen Diplomaten niemals hätte verzeihen können.

Außerdem, und das ist weit menschlicher und besonders weit wahrscheinlicher, sollte der Gesandte bei Veranlassung der Verheirathung der jungen Erzherzogin mit dem Dauphin an den König Ludwig XV., der den Brief bei einem Abendessen bei Madame Dubarry laut vorgelesen hätte, gewisse der Eigenliebe der jungen Frau, welche zu jener Zeit sehr mager war, beleidigende Eigenthümlichkeiten geschrieben haben.

Diese Angriffe hätten Marie Antoinette auf das heftigste verletzt, die sich nicht öffentlich als das Opfer derselben anerkennen konnte und sich geschworen hätte, den Urheber derselben früh oder spät zu bestrafen.

Dahinter steckte natürlicher Weise eine ganze politische Intrigue.

Die Gesandtschaft von Wien war Herrn von Breteuil zu Gunsten des Herrn von Rohan genommen worden.

Zu schwach, um offen gegen den Prinzen zu kämpfen, hatte Herr von Breteuil nun das angewandt, was man in der Diplomatie Gewandtheit nennt. Er hatte sich Abschriften oder selbst Orginale der Briefe des Prälaten verschafft, der damals Gesandter war, und indem er die von dem Diplomaten wirklich erwiesenen Dienste mit der kleinen Feindseligkeit ausglich, die er gegen die Oesterreichische kaiserliche Familie ausübte, hatte er in der Dauphine eine Bundesgenossin gefunden, die entschlossen war, den Herrn Prinzen von Rohan eines Tages zu stürzen.

Dieser Haß brütete im Geheimen am Hofe; er machte die Stellung des Kardinals an ihm schwierig.

Jedes Mal, daß er die Königin besuchte, erduldete er diesen frostigen Empfang, von dem wir einen Begriff zu geben versucht haben.

Aber weit erhabener als die Geringschätzung, sei es nun, daß er wirklich stark war, oder daß ein unwiderstehliches Gefühl ihn fortriß, seiner Feindin Alles zu verzeihen, vernachlässigte Ludwig von Rohan keine Veranlassung, sich Marien Antoinetten zu nähern, und die Mittel dazu fehlten ihm nicht; der Prinz Ludwig von Rohan war Großalmosenier des Hofes.

Niemals hatte er sich beklagt, niemals hatte er irgend Jemand Etwas gesagt. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen man den Baron von Planta, einen Deutschen Officier, seinen innigen Vertrauten auszeichnete,

diente ihm dazu, ihn über die königlichen Unartigkeiten zu trösten, wenn die Hofdamen, die sich in Bezug auf Strenge gegen den Kardinal nicht Alle nach der Königin richteten, dieses glückliche Resultat nicht hervorgebracht hatten.

Der Kardinal war wie ein Schatten vor dem lachenden Bilde vorübergezogen, das die Einbildungskraft der Königin erfüllte. Kaum hatte er sich daher von ihr entfernt, als Maria Antoinette, indem sie sich wieder erheiterte, zu der Prinzessin von Lamballe sagte:

— Wissen Sie, daß die That dieses jungen Officiers, des Neffen des Herrn Commodore, eine der ausgezeichnetsten dieses Krieges ist? Wie heißt er doch?

— Ich glaube Herr von Charny, antwortete die Prinzessin.

Indem sie sich hierauf nach Andrées Seite umwandte, um sie zu fragen, fragte sie:

— Ist es nicht so, Fräulein von Taverney?

— Charny, ja, Eure Hoheit, antwortete Andrée.

— Herr von Charny muß uns diese Episode selbst erzählen, fuhr die Königin fort, ohne einen einzigen Umstand davon auszulassen. Man suche ihn. Ist er immer noch hier?

Ein Offizier trat aus der Gruppe und beeilte sich, sich zu entfernen, um den Befehl der Königin auszuführen.

Da sie um sich blickte, bemerkte sie in demselben Augenblicke Philipp, und ungeduldig, wie immer, sagte sie:

— Herr von Taverney, sehen Sie doch nach.

Philipp erröthete; vielleicht dachte er, daß er dem Wunsche seiner Fürstin hätte zuvorkommen sollen. Er setzte sich daher zur Aufsuchung dieses glücklichen Offiziers in Bewegung, den er seit seiner Vorstellung nicht aus dem Auge verloren hatte.

Die Aufsuchung war ihm daher sehr leicht.

Herr von Charny kam den Augenblick nachher zwischen den beiden Boten der Königin.

Der Kreis erweiterte sich vor ihm; die Königin konnte ihn nun mit mehr Aufmerksamkeit betrachten, als es ihr am Tage zuvor möglich gewesen war.

Er war ein junger Mann von sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren, von geradem und schlankem Wuchse, mit breiten Schultern und vollkommen gut gebautem Beine. Sein schlaues und zugleich sanftes Gesicht nahm jedes Mal einen Charakter außerordentlicher Energie an, sobald er sein großes blaues Auge mit forschendem Blicke erweiterte; er hatte etwas Erstaunungswürdiges für einen Mann, der aus den indischen Kriegen zurückkehrte, eine eben so weiße Hautfarbe, als Philipp braun war. Sein kräftiger und wundervoll gebauter Hals bewegte sich in einer Halsbinde von minder glänzender Weiße, als die seiner schönen Haut.

Als er sich der Gruppe näherte, in deren Mittelpunkte sich die Königin aufhielt, hatte er noch auf keine Weise gezeigt, daß er entweder Fräulein von Taverney, oder die Königin selbst kenne.

Von Offizieren umringt, die ihn befragten und de-

nen er auf eine artige Weise antwortete, schien er vergessen zu haben, daß es einen König gäbe, mit dem er gesprochen, und eine Königin, die ihn angeblickt hätte.

Diese Artigkeit, diese Zurückhaltung waren der Art, nicht der Königin noch bemerklicher zu machen, die so zartfühlend für alles das war, was das Benehmen anging.

Es waren nicht allein die Umstehenden, denen Herr von Charny Ursache hatte, seine Überraschung bei dem so unerwarteten Anblicke der Dame des Fiakers zu verbergen. Die volle Biederkeit bestand darin, ihr selbst, wenn es möglich wäre, nicht wissen zu lassen, daß sie erkannt worden wäre.

Der Blick des Herrn von Charny war natürlich geblieben und zeigte eine wohl kleidende Schüchternheit, er erhob ihn daher nicht eher auf die Königin, bis sie ihn angeredet hatte.

— Herr von Charny, sagte sie zu ihm, diese Damen empfinden das Verlangen, ein sehr natürliches Verlangen, da ich es wie sie empfinde, die Angelegenheit des Schiffes bis in die kleinsten Umstände kennen zu lernen; ich bitte Sie daher, uns diese zu erzählen.

— Gnädige Frau, erwiderte der junge Seemann in Mitte eines tiefen Schweigens, ich bitte Eure Majestät nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Menschlichkeit inständigst, mich von dieser Erzählung zu entbinden; das, was ich als Lieutenant des Sévère gethan habe, wollten zehn Offiziere, meine Kameraden, zu gleicher Zeit als ich thun; ich habe es zuerst ausgeführt, das ist mein ganzes Verdienst. Dem, was gethan worden ist, die

Wichtigkeit einer an Eure Majestät gerichteten Erzählung zu geben, nein, gnädige Frau, das ist unmöglich, und Ihr erhabenes Herz, besonders Ihr königliches Herz wird es begreifen.

Der Kommandant des Sévère ist ein tapferer Officier, der an diesem Tage den Kopf verloren hatte. Leider! gnädige Frau, Sie werden dies von den Muthigsten haben sagen hören, ist man nicht alle Tage tapfer; er bedurfte zehn Minuten, um sich wieder zu erholen; unser Entschluß, uns nicht zu ergeben, hat ihm diese Frist gewährt, und der Muth ist ihm wieder zurückgekehrt; von diesem Augenblicke an ist er der Tapferste von uns Allen gewesen; deshalb beschwöre ich Eure Majestät, das Verdienst meiner That nicht zu übertreiben, das wäre eine Veranlassung, den armen Officier zu vernichten, der tagtäglich das Vergessen eines Augenblickes beweint.

— Schön, schön! sagte die Königin gerührt und vor Freude strahlend, indem sie das günstige Gemurmel hörte, das die großmüthigen Worte des jungen Officiers um sie herum erhoben hatten, schön, Herr von Charny, Sie sind ein rechtschaffener Mann, und als solchen kannte ich Sie.

Bei diesen Worten erhob der Officier den Kopf wieder, ein jugendliches Erröthen färbte sein Gesicht mit Purpur; seine Augen gingen mit einer Art von Erschrecken von der Königin auf Andrée über. Er fürchtete den Anblick dieser so großmüthigen, und in ihrer Großmuth so vermessenen Natur.

In der That, Herr von Charny war nicht am Ende.

— Denn, fuhr die unerschrockene Königin fort, Sie müssen Alle wissen, daß Herr von Charny, dieser junge gestern angekommene Officier, dieser Unbekannte, bereits genau von uns gekannt war, bevor er uns heute Abend vorgestellt wurde, und von allen Frauen gekannt und bewundert zu werden verdient.

Man sah, daß die Königin sprechen würde, daß sie eine Geschichte erzählen würde, aus der jeder entweder einen kleinen Scandal, oder ein kleines Geheimniß schöpfen könnte. Man bildete daher einen Kreis, man horchte, man hielt den Athem an.

— Stellen Sie Sich vor, meine Damen, sagte die Königin, daß Herr von Charny eben so nachsichtig gegen die Damen ist, als unbarmherzig gegen die Engländer. Man hat mir von ihm eine Geschichte erzählt, die, ich erkläre es Ihnen im Voraus, ihm in meinen Augen die größte Ehre macht.

— O! gnädige Frau, stammelte der junge Officier.

Man wird errathen, daß die Worte der Königin, die Anwesenheit dessen, an den sie sich richteten, die Neugierde nur steigerten.

Ein Erbeben kreiste durch die ganze Zuhörerschaft.

Die Stirn mit Schweiß bedeckt, hätte Charny ein Jahr seines Lebens darum gegeben, noch in Indien zu sein.

— Die Sache ist folgende, fuhr die Königin fort; zwei Damen, die ich kenne, hatten sich verspätet, waren in einem Gedränge in Verlegenheit. Sie liefen eine wirkliche Gefahr, eine große Gefahr. Durch Zufall, oder

vielmehr glücklicher Weise, kam Herr von Charny in diesem Augenblicke vorüber. Er beseitigte die Menge und nahm, ohne sie zu kennen und obgleich es schwer war, ihren Rang zu erkennen, die beiden Damen unter seinen Schutz, begleitete sie sehr weit, ich glaube zehn Meilen weit von Paris.

— O! Eure Majestät übertreibt, sagte Charny lachend, indem er durch die Wendung beruhigt war, welche die Erzählung genommen hatte.

— Nun denn, nehmen wir fünf Meilen an und sprechen wir nicht mehr davon, unterbrach ihn der Graf von Artois, indem er sich plötzlich in das Gespräch mischte.

— Es sei, mein Bruder, fuhr die Königin fort; aber was das schönste dabei war, ist, daß Herr von Charny nicht einmal den Namen der beiden Damen zu erfahren versuchte, denen er diesen Dienst erwiesen hatte, daß er sie an dem Orte absetzte, den sie ihm andeuteten, daß er sich entfernte, ohne den Kopf umzuwenden, so daß sie seinen beschützenden Händen entgingen, ohne einen einzigen Augenblick beunruhigt gewesen zu sein.

Man jubelte, man bewunderte, Charny wurde von zwanzig Frauen zugleich mit Komplimenten ersäuft.

— Das ist schön, nicht wahr, schloß die Königin; ein Ritter von der Tafelrunde hätte nicht besser gehandelt!

— Das ist herrlich! rief das Chor aus.

— Herr von Charny, fuhr die Königin fort, der König ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Herrn von Suffren, Ihren Onkel zu belohnen, ich mögte meiner Seits wohl auch für den Neffen dieses großen Mannes Etwas thun.

Und sie reichte ihm die Hand.

Und während Charny, bleich vor Freude, seine Lippen darauf heftete, verbarg sich Philipp, bleich vor Schmerz, in die weiten Vorhänge des Salons.

Andrée war gleichfalls erbleicht, sie konnte gleichwohl nicht alles das errathen, was ihr Bruder litt.

Die Stimme des Herrn Grafen von Artois brach diesen Auftritt, der für einen Beobachter so sehenswürdig gewesen wäre.

— Ah! mein Bruder von Provençe, sagte er laut, kommen Sie doch, Monsieur, kommen Sie doch; Sie haben ein schönes Schauspiel verfehlt, den Empfang des Herrn von Suffren; in Wahrheit, das war ein Moment, den die französischen Herzen niemals vergessen werden. Wie der Teufel haben Sie das verfehlt, Sie, mein Bruder, der Sie die Pünktlichkeit selbst sind!

Monsieur kniff die Lippen zusammen, grüßte zerstreuter Weise die Königin und antwortete durch eine alltägliche Redensart.

Dann sagte er leise zu Herrn von Favras, seinem Kapitän der Garden:

— Wie kömmt es, daß er in Versailles ist?

— Ei! gnädiger Herr, erwiderte dieser, ich frage mich das seit einer Stunde, und habe es noch nicht begriffen.

IV.

Die Hundert Louisd'or der Königin.

Jetzt, wo wir unsere Leser mit den Hauptpersonen dieser Geschichte Bekanntschaft haben machen oder erneuern lassen, jetzt, wo wir sie sowohl in das kleine Haus des Grafen von Artois, als in den Palast des Königs Ludwig XVI. in Versailles eingeführt haben, wollen wir sie in das kleine Haus der Straße Saint Claude führen, welches die Königin von Frankreich incognito betreten hatte, und in welchem sie mit Andrée von Taverney zum vierten Stock hinaufgegangen war.

Sobald die Königin verschwunden, zählte Frau de la Mothe, wie wir wissen, vergnügt die Hundert Louisd'or, welche ihr so wunderbarer Weise vom Himmel gefallen waren.

Fünfzig schöne doppelte Louisd'ors von acht und vierzig Livres, schienen, auf dem armseligen Tische ausge-

breitet und in dem Scheine der Lampe funkelnd, durch ihre aristokratische Gegenwart alle die armseligen Dinge zu demüthigen, die es in dieser geringen Wohnung gab.

Nach dem Vergnügen zu besitzen, kannte Frau de la Mothe kein größeres, als sehen zu lassen. Der Besitz war nichts für sie, wenn der Besitz nicht den Neid erregte.

Es war ihr schon seit einiger Zeit zuwider, daß ihre Kammerfrau die Vertraute ihres Elendes war; sie beeilte sich daher, sie zur Vertrauten ihres Glückes zu machen.

Nun rief sie Frau Klotilde, welche in dem Vorzimmer geblieben war, und, indem sie das Licht der Lampe geschickter Weise so einrichtete, daß das Gold auf dem Tische glänzte, sagte sie zu ihr:

—Klotilde?

Die Haushälterin that einen Schritt in das Zimmer.

—Kommen Sie hierher, und sehen Sie, fügte Frau de la Mothe hinzu.

—O! gnädige Frau . . . rief die Alte aus, indem sie die Hände faltete und den Hals ausstreckte.

—Sie waren besorgt über Ihren Lohn? sagte die Frau Gräfin.

—O! Madame, ich habe niemals ein Wort darüber gesagt. Dam! ich habe die Frau Gräfin gefragt, wenn sie mich bezahlen könnte, und das war sehr natürlich, da ich seit drei Monaten nichts erhalten habe.

—Glauben Sie, daß da genug ist, um Sie zu bezahlen?

—Jesus! gnädige Frau, wenn ich das hätte, was

da liegt, so würde ich mich für mein ganzes Leben reich finden.

Frau de la Mothe blickte die Alte an, indem sie mit einer Bewegung unbeschreiblicher Geringschätzung die Achseln zuckte.

— Es ist ein Glück, sagte sie, daß gewisse Leute sich des Namens erinnern, den ich trage, während die, die sich seiner erinnern sollten, ihn vergessen.

— Und wozu werden Sie alles dieses Geld verwenden?

— Zu Allem!

— Zuvörderst wäre das, gnädige Frau, was ich nach meiner Meinung für das Wichtigste halten würde, meine Küche einzurichten, denn jetzt, wo Sie Geld haben, werden Sie Essen geben?

— Still! äußerte Frau de la Mothe, man klopft.

— Die gnädige Frau irrt sich, sagte die mit ihren Schritten immer sparsame Alte.

— Aber ich sage Ihnen, ja!

— O! ich versichere der gnädigen Frau . . .

— Sehen Sie nach.

— Ich habe nichts gehört.

— Ja, wie vorhin, vorhin hatten Sie auch nichts gehört; nun denn! wenn die beiden Damen weggegangen wären ohne einzutreten?

Dieser Grund schien der Frau Klotilde überzeugend, die nach der Thür zuging.

— Hören Sie? rief Frau de la Mothe aus.

— Ah! es ist wahr, sagte die Alte; ich gehe, ich gehe.

Frau de la Mothe beeilte sich, die fünfzig Doppel-Louisd'or von dem Tische in ihre Hand gleiten zu lassen, und warf sie dann in eine Schublade.

Und indem sie die Schublade wieder zuschob, murmelte sie:

—Laß sehen, Vorsehung, noch ein Hundert Louisd'or?

Und diese Worte wurden mit einem Ausdrucke skeptischer Habsucht ausgesprochen, die Voltaire hätte lächeln lassen.

Während dieser Zeit ging die Thür des Vorplatzes auf und der Schritt eines Mannes ließ sich in dem Vorzimmer hören.

Es wurden zwischen diesem Manne und der Dame Klotilde einige Worte ausgewechselt, deren Sinn die Gräfin nicht aufzufassen vermochte.

Hierauf verschloß sich die Thür wieder, die Schritte verloren sich auf der Treppe und die Alte kehrte mit einem Briefe in der Hand zurück.

—Hier, sagte sie, indem sie ihrer Herrschaft den Brief gab.

Die Gräfin untersuchte aufmerksam die Handschrift, den Umschlag und das Siegel; indem sie hierauf den Kopf wieder erhob, fragte sie:

—Ein Bedienter?

—Ja, gnädige Frau.

—Welche Livrée?

—Er hatte keine.

—Es war also ein Bedienter ohne Livrée?

— Ja.

— Ich kenne dieses Wappen, begann Frau de la Mothe wieder, indem sie von Neuem einen Blick auf das Siegel warf.

Indem sie hierauf das Siegel der Lampe näherte, sagte sie:

— Neun Rauten im goldenen Felde, sagte sie; wer führt denn neun Rauten im goldenen Felde?

Sie besann sich einen Augenblick lang, aber vergebens.

— Sehen wir immerhin den Brief an, murmelte sie.

Und nachdem sie ihn sorgfältig geöffnet, um das Siegel daran nicht zu verletzen, las sie:

„Madame, die Person, bei der Sie Sich beworben haben, würde Sie morgen Abend besuchen können, wenn es Ihnen genehm ist, ihr Ihre Thür zu öffnen.“

— Und das ist Alles.

Die Gräfin machte eine neue Anstrengung des Gedächtnisses.

— Ich habe an so viele Personen geschrieben. Besinnen wir uns ein wenig, an wen habe ich geschrieben? . . .

— An alle Welt.

— Ist es ein Mann oder ist es eine Frau, welche mir antwortet?

— Die Handschrift sagt nichts . . . nichts bedeutend . . . eine wahre Sekretärschrift.

— Dieser Styl? ein Protector-Styl... abgeschmackt und alt.

Dann wiederholte sie:

„Die Person, bei der Sie Sich beworben haben . . ."

— Der Ausdruck deutet die Absicht zu demüthigen. Das ist zuverlässig eine Frau.

Sie fuhr fort:

„Würde Sie morgen Abend besuchen können, wenn es Ihnen genehm ist, ihr Ihre Thür zu öffnen."

— Eine Frau hätte gesagt: Wird Sie morgen Abend erwarten.

— Es ist ein Mann . . .

— Und dennoch sind diese Damen heute wohl gekommen, es waren gleichwohl vornehme Damen.

— Keine Unterschrift . . .

— Wer führt denn neun Rauten im goldenen Felde?

— O! rief sie aus, habe ich den Kopf verloren? die Rohans, bei Gott!

— Ja, ich habe an Herrn von Guémenée und an Herrn von Rohan geschrieben; der eine von ihnen antwortet mir, das ist ganz einfach.

— Aber das Wappenschild ist nicht geviertheilt, der Brief ist von dem Kardinal.

— Ah! der Kardinal von Rohan, dieser galante Herr, dieser Stutzer, dieser Ehrgeizige; er wird Frau de la Mothe besuchen, wenn Frau de la Mothe ihm ihre Thür öffnet!

— Gut! er möge unbesorgt sein, die Thür wird ihm geöffnet werden.

— Und wann das? Morgen Abend.

Sie begann nachzudenken.

— Eine Dame des Wohlthätigkeitsvereines, welche Hundert Louisd'or gibt, kann in einer armseligen Wohnung empfangen werden; sie kann auf meinen kalten Steinplatten frieren, sie kann meine Stühle ertragen, die so hart sind wie der Rost des heiligen Laurentius, mit Ausnahme des Feuers. Aber ein Fürst der Kirche, ein Mann der Boudoirs, ein Herr der Herzen! Nein, nein, eine Armuth, welche ein solcher Almosenier besucht, bedarf mehr Luxus als ihn gewisse Reiche haben.

Indem sie sich hierauf nach ihrer Haushälterin umwandte, welche das Bett vollends abdeckte, sagte sie:

— Vergessen Sie nicht, Frau Klotilde, mich morgen frühzeitig zu wecken.

Hierauf, ohne Zweifel um ungestörter zu denken, gab die Gräfin der Alten einen Wink sie allein zu lassen.

Frau Klotilde fachte das Feuer wieder an, das man unter der Asche verscharrt hatte, um der Wohnung einen noch armseligeren Anblick zu geben, verschloß die Thür und zog sich in den Verschlag zurück, in welchem sie schlief.

Statt zu schlafen, machte Johanna von Valois die ganze Nacht über ihre Pläne. Sie schrieb bei dem Scheine der Nachtlampe mit Bleistift Notizen; dann, des folgenden Tages sicher, ließ sie sich gegen drei Uhr Morgens in eine Ruhe einschläfern, aus der sie Frau Klotilde, die eben nicht mehr als sie geschlafen hatte, ihrer Anempfehlung getreu mit Tagesanbruche weckte.

Gegen acht Uhr hatte sie ihre Toilette beendigt, die aus einem eleganten seidenen Kleide und einem geschmackvollen Kopfputze bestand.

Ihre Füße zugleich als vornehme Dame und hübsche Frau bekleidet, das Schönpflästerchen auf der linken Wange, den gestickten Beutel an der Hand, ließ sie eine Art von Schubwagen von dem Platze holen, wo man diese Art von Beförderungsmittel fand, das heißt in der du Pont aux Choux.

Sie hätte ein Sänfte mit Trägern vorgezogen, aber man hätte sie zu weit herholen müssen.

Der mit einem kräftigen Auvergnaten bespannte Schubwagen, erhielt den Befehl, die Frau Gräfin auf dem Königsplatze abzusetzen, wo unter der südlichen Säulenhalle, in dem ehemaligen Erdgeschosse eines verlassenen Hotels, der Tapezirer Meister Fingret wohnte, der Gelegenheitsmöbeln und andere um den genauesten Preis zum Verkauf und zum Vermiethen feil hielt.

Der Auvergnat fuhr sie rasch von der Straße Saint Claude nach dem Königsplatz.

Zehn Minuten nach ihrem Ausgange langte die Gräfin in den Gewölben Meister Fingrets an, wo wir sie sogleich finden werden, indem sie von dem Buntdurcheinander, von dem wir eine Schilderung entwerfen wollen, bewunderte und auswählte.

Man stelle sich Gewölbe von ohngefähr fünfzig Fuß Länge und dreißig Fuß Breite, mit einer Höhe von siebzehn Fuß vor; an den Wänden alte Tapeten aus der Regierung Heinrich IV. und Ludwig XIII.; an den durch die Anzahl aufgehängter Gegenstände verborgenen Decken die Kronleuchter des XVII. Jahrhunderts neben ausgestopften Eidechsen, Kirchenlampen und fliegenden Fischen

Auf dem Boden aufgehäufte Teppiche und Matten, Möbeln mit gewundenen Säulen, mit vierkantigen Füßen, Schenktischen von geschnitztem Eichenholz, Pfeilertische aus der Zeit Ludwig XV. mit vergoldeten Füßen.

Mit rosa Damast oder Utrechter Sammet überzogene Sophas, Ruhebetten, große lederne Sessel, wie sie Sully liebte, Schränke von Eichenholz mit Füllungen von erhabener Arbeit und mit Streifen von Messing, Tische von Boule, mit Aufsätzen von Schmelz oder von Porzellän, Triktraks, wohl versehene Toiletten, Kommoden mit eingelegter Arbeit, die Instrumente oder Blumen vorstellten.

Bettstellen von Rosen= oder Eichenholz mit Stufen oder Prachthimmeln, Vorhänge von allen Formen, allen Zeichnungen, allen Stoffen, die sich bunt durcheinander in dem Halbdunkel des Gewölbes befanden.

Claviere, Spinette, Harfen, Schellenbecken auf einem Gueridon; der ausgestopfte Hund Marlborough's mit Augen von Schmelz.

Dann Wäsche aller Art: Kleider, die neben Sammetröcken hingen, Gefäße von Stahl, Silber und Perlmutter.

Leuchter, Porträts von Vorfahren, graue Gemälde, eingerahmte Kupferstiche und alle Nachahmungen Vernets, der damals im Rufe stand, dieses Vernets, dem die Königin so huldvoll und so feiner Weise sagte:

—Wahrlich, Herr Vernet, nur Sie in Frankreich verstehen Regen und schönes Wetter zu machen.

V.

Meister Fingret.

Das ist alles das, was die Augen, und dem zu Folge die Einbildungskraft Unbemittelter in den Gewölben Meister Fingrets auf dem Königsplatze reizte.

Alles Waaren, die nicht neu waren, das Schild sagte es rechtschaffener Weise, die aber vereinigt einander Werth verliehen und am Ende ein bei Weitem beträchtlicheres Ganze darstellten, als es die geringschätzenden Käufer verlangt hätten.

Nachdem Frau de la Mothe alle diese Reichthümer betrachtet hatte, wurde sie erst gewahr, was ihr in der Straße Saint-Claude fehlte.

Es fehlte ihr ein Salon, um Sopha, Sessel und Lehnstühle aufzunehmen.

Ein Eßzimmer, um Schränke und Schenktische hinein zu stellen.

Ein Boudoir, um Vorhänge von Zitz, Guéridons und Kaminschirme zu enthalten.

Dann endlich war es das Geld, was ihr fehlte, wenn sie auch einen Salon, ein Eßzimmer und ein Boudoir gehabt hätte, um die in diese neue Wohnung zu stellenden Möbeln zu kaufen.

Aber mit den Tapezirern von Paris hat man sich zu allen Zeiten leicht vergleichen können, und wir haben niemals sagen hören, daß eine junge und hübsche Frau auf der Schwelle einer Thüre gestorben sei, die sich ihr nicht aufgethan hätte.

Was man in Paris sich nicht kauft, das miethet man und die Miether möblirter Wohnungen haben das Sprichwort aufgebracht: Sehen, heißt haben.

In der Hoffnung einer möglichen Miethe faßte Frau de la Mothe, nachdem sie die Maaße genommen, ein Möblement von gelber Seide mit goldenen Nägeln ins Auge, das ihr auf den ersten Blick gefiel. Sie war brünet.

Aber niemals würde dieses aus zehn Stücken bestehende Meublement in dem vierten Stockwerke der Straße Saint-Claude Raum gefunden haben.

Um Alles zu vermitteln, mußte man den dritten Stock miethen, der aus einem Vorzimmer, einem Eßzimmer, einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer bestand.

So daß man im dritten Stocke die Almosen der Kardinäle, und im vierten die der Wohlthätigkeitsvereine empfinge, das heißt mit Luxus umgeben die Almosen der

Leute, welche aus Prahlerei mildthätig sind, und in der Armuth die Gaben jener Leute mit Vorurtheilen, welche denen nicht gern geben, die keine Gaben nöthig haben.

Die Gräfin, welche auf diese Weise ihren Entschluß gefaßt hatte, wandte sich nach der dunkeln Seite des Gewölbes, das heißt nach der Seite, wo die Reichthümer sich weit glänzender zeigten, nach der Seite der Krystalle, der Vergoldungen und der Spiegel.

Sie sah dort das Gesicht eines Pariser Bürgers, der die Mütze in der Hand, mit ungeduldiger Miene und ein wenig spöttischem Lächeln, an den beiden Zeigefingern seiner Hände, die an den Nägeln an einander gedrückt waren, einen Schlüssel sich drehen ließ.

Dieser würdige Aufseher der alten Waaren war Niemand anders als Herr Fingret, dem seine Gehülfen den Besuch einer schönen, in einem Schubwagen gekommenen Dame gemeldet hatten.

Man sah im Hofe dieselben Gehülfen, in kurzen und engen Kleidern von groben und wollenen Zeuge und Camelott, während ihre dünnen Waden aus den ein wenig lachenden Strümpfen hervorguckten. Sie beschäftigten sich damit, mit den ältesten Möbeln die minder alten wieder auszubessern, oder, um uns richtiger auszudrücken, die alten Sophas, Sessel und Kissen aufzuschneiden, um die Roßhaare und die Federn herauszunehmen, welche dazu dienen sollten, ihre Nachfolger auszustopfen. Der eine kämmte die Roßhaare auf, mischte sie freigebiger Weise mit Werg, und stopfte damit ein neues Möbel aus.

Der andere wusch gute Sessel mit Lauge ab.

Ein dritter bügelte die mit wohlriechender Seife gewaschenen Stoffe.

Und man setzte mit diesen alten Bestandtheilen die so schönen Gelegenheitsmöbeln zusammen, welche Frau de la Mothe in diesem Augenblicke bewunderte.

Da er bemerkte, daß seine Käuferin die Verrichtungen seiner Gehülfen sehen und minder günstig den Gelegenheitskauf betrachten könnte, als es für seine Interessen gut war, schloß Herr Fingret eine auf den Hof gehende Glasthüre, aus Besorgniß, daß der Staub Madame in die Augen kommen mögte . . . .

Bei dem Worte: Madame . . . . unterbrach er sich.

Es war eine Frage.

Die Frau Gräfin de la Mothe-Valois, erwiderte Johanna leicht hingeworfen.

Bei diesem wohlklingenden Titel sah man die Finger des Herrn Fingret sich von einander lösen, er steckte seinen Schlüssel in die Tasche und näherte sich.

— O! sagte er, es befindet sich hier Nichts, das für die gnädige Frau paßt. Ich habe Neues, ich habe Schönes, ich habe Prachtvolles. Die Frau Gräfin darf nicht glauben, daß weil sie auf dem Königsplatze ist, daß das Haus Fingret nicht eben so schöne Möbeln hat, als der Tapezierer des Königs. Lassen Sie gefälligst Alles das, gnädige Frau, und sehen wir in das andere Gewölbe.

Johanna erröthete.

Alles was sie gesehen hatte, schien ihr sehr schön, so schön, daß sie nicht einmal hoffte, es anschaffen zu können.

Ohne Zweifel geschmeichelt, so günstig von Herrn Fingret beurtheilt zu werden, konnte sie sich nicht enthalten zu fürchten, daß er sie zu gut beurtheilen mögte.

Sie verwünschte ihren Stolz, und bedauerte, sich nicht als einfache Bürgersfrau gemeldet zu haben.

Aber ein gewandter Kopf zieht sich mit Vortheil aus jeder schlimmen Lage.

—Nichts Neues, mein Herr, sagte sie, ich will es nicht.

—Die gnädige Frau hat ohne Zweifel einige Zimmer für Freunde zu möbliren.

—Wie Sie sagen, mein Herr, eine Wohnung für Freunde. Nun aber werden Sie begreifen, daß für eine Wohnung für Freunde . . . .

—Vollkommen. Die gnädige Frau wähle, erwiderte Fingret listig wie ein Pariser Kaufmann, der keine Eigenliebe darin setzt, lieber Neues als Altes zu verkaufen, wenn er an dem Einen eben so viel als an dem Andern verdienen kann.

—Dieses kleine Möbel mit goldenen Nägeln, zum Beispiele, fragte die Gräfin.

—O! Aber das ist sehr wenig, gnädige Frau, es besteht nur aus zehn Stücken.

—Das Zimmer ist nicht groß, erwiderte die Gräfin.

—Es ist ganz neu, wie die gnädige Frau sehen kann.

—Neu . . . . für alte Waare.

—Ohne Zweifel, äußerte Fingret lachend, aber am Ende, so wie es da ist, ist es acht Hundert Livres werth.

Dieser Preis ließ die Gräfin erbeben; wir gestehen, daß die Erbin der Valois sich mit einem alten Möbel begnügte, aber es nicht mit acht Hundert Livres bezahlen konnte.

Sie faßte den Entschluß üble Laune zu zeigen.

— Aber, rief sie aus, man spricht mit Ihnen nicht davon zu kaufen, mein Herr. Wie können Sie Sich denken, daß ich dieses alte Zeug kaufen werde. Es handelt sich nur darum zu miethen, und da noch . . . .

Fingret verzog das Gesicht, denn die Kundschaft verlor unmerklich von ihrem Werthe. Es sollte weder ein neues Möbel, noch selbst ein altes Möbel gekauft, sondern nur gemiethet werden.

— Sie wünschen dieses ganze Möbel mit goldenen Nägeln, sagte er, ist es für ein Jahr?

— Nein, für einen Monat. Ich habe Jemand aus der Provinz zu möbliren.

— Das wären Hundert Livres monatlich, sagte Meister Fingret.

— Ich glaube Sie scherzen, mein Herr, denn nach dieser Rechnung wäre nach Verlauf von acht Monaten das Möblement mein Eigenthum.

— Einverstanden, Frau Gräfin.

— Nun denn, dann?

— Nun denn, dann, gnädige Frau, wenn es das Ihrige wäre, so wäre es nicht mehr das Meinige, und ich würde mich dem zu Folge nicht darum zu bekümmern haben, es ausbessern und herstellen zu lassen, was Alles Geld kostet.

Frau de la Mothe überlegte.

—Hundert Livres für einen Monat, sagte sie, das ist viel; aber man muß vernünftig schließen; entweder wird das in einem Monat zu theuer sein, und dann gebe ich die Möbeln zurück, indem ich dem Tapezirer eine große Meinung von mir lasse, oder ich kann in einem Monate ein neues Möbel bestellen. Ich gedachte fünf bis sechs Hundert Livres anzuwenden, machen wir die Sache groß-artig; geben wir Hundert Thaler aus.

—Ich behalte, sagte sie laut, dieses Möbel mit gol-denen Nägeln mit allen den dazu passenden Vorhängen für einen Salon.

—Gut, gnädige Frau.

—Und die Teppiche?

—Hier sind sie.

—Was werden Sie mir für ein anderes Zimmer geben?

—Diese grünen gepolsterten Bänke, diesen Schrank von Eichenholz, diesen Tisch mit gewundenen Füßen, grüne Vorhänge von Damast.

—Gut, und für ein Schlafzimmer?

—Eine breite und schöne Bettstelle, vortreffliche Ma-tratzen, eine mit Rosa und Silber gestickte Sammetdecke, blaue Vorhänge, eine Kaminverzierung, die ein wenig gothisch, aber von reicher Vergoldung ist.

—Toilette?

—Deren Spitzen aus Brüssel sind. Betrachten Sie dieselben, gnädige Frau. Kommode von feiner eingelegter Arbeit, ein gleicher Wäschschrank, ein gesticktes Sopha,

ähnliche Stühle, elegantes Kamingeräth, das aus dem Schlafzimmer der Frau von Pompadour aus Choisy kommt.

—Für welchen Preis alles das?

—Für einen Monat?

—Ja.

—Vier Hundert Livres.

—Nun denn, Herr Fingret, ich bitte Sie, halten Sie mich für keine Grisette. Leute meines Standes verblendet man nicht mit Lumpen. Wollen Sie gefälligst bedenken, daß vier Hundert Livres monatlich, vier Tausend acht Hundert Livres jährlich ausmachen, und daß ich für diesen Preis ein ganzes Hotel möblirt haben würde.

Meister Fingret krazte sich hinter dem Ohre.

—Sie machen mir den Königsplatz zuwider, fuhr die Gräfin fort.

—Ich wäre darüber untröstlich, gnädige Frau.

—Beweisen Sie es. Ich will nur Hundert Thaler für das ganze Mobiliar geben.

Johanna sprach diese letzten Worte mit einem solchen Nachdruck aus, daß der Handelsmann von Neuem an die Zukunft dachte.

—Es sei, sagte er, gnädige Frau.

—Und das unter einer Bedingung, Meister Fingret.

—Welche? gnädige Frau.

—Daß alles von jetzt bis um drei Uhr Nachmittag in der Wohnung, die ich Ihnen andeuten werde, gestellt und eingerichtet ist

—Es ist zehn Uhr, gnädige Frau; bedenken Sie, Schlag zehn Uhr.

—Ja oder nein?

—Wohin muß es gebracht werden, gnädige Frau?

—In die Straße Saint-Claude im Marais.

—Zwei Schritte weit von hier?

—Ganz recht.

Der Tapezirer machte die Hofthür auf und begann zu rufen: Silvain, Landry! Remy! Entzückt einen Vorwand zu haben, ihre Arbeit zu unterbrechen, einen Vorwand um die schöne Dame zu sehen, eilten die drei Gehülfen herbei.

—Die Tragbahren, meine Herren, die Handwägen!

—Remy, Sie werden das Möbel mit goldenen Nägeln aufladen. Silvain, das Vorzimmer auf den Handwagen, während Sie, Landry, der Sie sorgfältig sind, die Sachen des Schlafzimmers nehmen werden.

—Stellen wir die Rechnung auf, und wenn es Ihnen gefällig ist, werde ich den Empfang unterzeichnen.

—Hier sind sechs doppelte Louisd'or, sagte die Gräfin, außerdem ein einfacher Louisd'or, geben Sie mir heraus.

—Hier sind zwei sechs Livresthaler, gnädige Frau.

—Von denen ich einen diesen Herren geben werde, wenn die Arbeit gut gemacht ist, antwortete die Gräfin.

Und nachdem sie ihre Adresse gegeben, erreichte sie den Schubwagen wieder.

Eine Stunde nachher war die Wohnung des dritten Stockwerkes von ihr gemiethet, und es waren keine zwei

Stunden verflossen, als bereits der Salon, das Vorzimmer und das Schlafzimmer gleichzeitig möblirt und tapezirt wurden.

Der sechs Livresthaler wurde von den Herren Landry, Remy und Silvain in ohngefähr zehn Minuten gewonnen. Als die Wohnung auf diese Weise umgestaltet, die Fenster gereinigt, die Kamine mit Feuer versehen waren, setzte sich Johanna an ihre Toilette und genoß das Glück zwei Stunden lang, das Glück auf einem guten Teppiche zu gehen, um sich herum das Zurückprallen einer warmen Atmosphäre von tapezirten Wänden und den Wohlgeruch einiger Levkojen einzuathmen, die voll Wonne ihren Stengel in japanischen Vasen, ihr Haupt in dem lauen Dunste des Zimmers badeten.

Meister Fingret hatte die vergoldeten Arme nicht vergessen, welche zu beiden Seiten der Spiegel die Kerzen tragen, die Kronleuchter von Glas, welche unter dem Feuer der Wachskerzen alle Abstufungen des Regenbogens annehmen.

Feuer, Blumen, rosafarbige, wohlriechende Wachskerzen, Johanna wandte Alles zur Verschönerung des Paradieses an, das sie Seiner Eminenz bestimmte.

Sie wandte sogar ihre Sorgfalt darauf, daß die kokketter Weise halbgeöffnete Thüre des Schlafzimmers ein schönes angenehmes hellbrennendes Feuer sehen ließ, bei dessen Scheine die Füße der Sessel, die Bettstelle und die Feuerblöcke der Frau von Pompadour mit Köpfen fabelhafter Ungeheuer glänzten, auf denen der reizende Fuß der Marquise geruht hatte.

Die Koketterie Johannas beschränkte sich nicht darauf.

Wenn das Feuer das Innere dieses geheimnißvollen Zimmers hervorhob, wenn die Wohlgerüche die Wohnung der Frau verriethen, so verrieth die Frau eine Abstammung, eine Schönheit, einen Verstand, einen einer Eminenz würdigen Geschmack.

Johanna verwandte auf ihre Toilette eine Sorgfalt, über welche Herr de la Mothe, ihr abwesender Gatte, Rechenschaft von ihr verlangt haben würde. Die Frau war der Wohnung und des von Meister Fingret gemietheten Mobiliars würdig.

Nach einem Mahle, das sie leicht machte, um ihre ganze Geistesgegenwart und ihre elegante Blässe zu erhalten, begrub sich Johanna in ihrem Schlafzimmer in einem großen Lehnsessel neben ihrem Feuer.

Ein Buch in der Hand, einen Pantoffel auf einem Tabouret, erwartete sie, indem sie zugleich auf das Anschlagen des Pendels der Standuhr und das ferne Rollen der Wägen horchte, welche selten die Ruhe des öden Marais störten.

Sie erwartete. Die Uhr schlug neun Uhr, zehn und eilf Uhr; Niemand kam, weder zu Wagen noch zu Fuß.

Eilf Uhr! Das ist indessen die Stunde der eleganten Prälaten, welche ihre christliche Liebe bei einem Abendessen der Faubourg gereizt haben, und die, da sie nur eine kurze Strecke zu fahren haben, um in die Straße Saint-Claude zu gelangen, sich Glück wünschen, so wohlfeil menschenfreundlich und religiös zu sein.

Es schlug trauriger Weise Mitternacht auf dem Kloster der Nonnen des Calvarienberges.

Weder Prälat noch Wagen; die Kerzen begannen zu erbleichen, einige erfüllten mit durchsichtigem Flusse die Leuchter von vergoldetem Kupfer.

Das mit Seufzern erneuerte Feuer hatte sich in Kohlen, dann in Asche verwandelt. Es herrschte eine afrikanische Hitze in den beiden Zimmern.

Die alte Magd, welche sich vorbereitet hatte, brummte, indem sie ihre Haube mit kostbaren Bändern bedauerte, deren Schleifen, indem sie sich mit ihrem Kopfe verneigten, wenn sie vor ihrer Kerze im Vorzimmer einschlief, sich nicht wieder unverletzt, entweder von den Küssen der Flamme oder von den Beschädigungen des flüssigen Wachses erhoben.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht stand Johanna ganz wüthend von ihrem Sessel auf, den sie während des Abends mehr als Hundert Male verlassen hatte, um das Fenster zu öffnen und ihren Blick in die Dunkelheit der Straße zu senken.

Das Quartier war ruhig, wie vor der Erschaffung der Welt.

Sie ließ sich auskleiden, weigerte sich zu Nacht zu essen, und verabschiedete die Alte, deren Fragen sie zu belästigen anfingen.

Und allein, in Mitte ihrer seidenen Tapeten, unter ihren schönen Vorhängen, in ihrem vortrefflichen Bette, schlief sie nicht besser, als die Nacht vorher; denn die

Nacht vorher war ihre Schlaflosigkeit weit glücklicher, sie entsprang aus der Hoffnung.

Indem sie indessen reiflich überlegte und sich gegen das böse Geschick sträubte, fand Johanna eine Entschuldigung für den Kardinal.

Zuvörderst diese: daß er Kardinal und Großalmosenier wäre, daß er Tausend ihn belästigende, und dem zu Folge weit wichtigere Angelegenheiten hätte, als einen Besuch in der Straße Saint-Claude.

Dann folgende andere Entschuldigungen:

Er kannte diese liebe Gräfin von Valois nicht, eine für Johanna weit tröstlichere Entschuldigung. O! sie hätte sich zuverlässig nicht getröstet, wenn Herr von Rohan nach einem ersten Besuche nicht Wort gehalten hätte.

Dieser Grund, den sich Johanna selbst angab, bedurfte einer Prüfung, um gänzlich triftig zu scheinen.

Johanna vermochte nicht zu widerstehen; in ihrem ganz weißen Nachtkleide sprang sie aus dem Bette und zündete die Kerzen einer Nachtlampe an; sie betrachtete sich lange in dem Spiegel.

Nach der Prüfung lächelte sie, blies die Kerzen aus und legte sich wieder zu Bett. Die Entschuldigung war gut.

VI.

Der Kardinal von Rohan.

Ohne den Muth zu verlieren, begann Johanna am folgenden Tage die Toilette der Wohnung und die ihrige von Neuem.

Der Spiegel hatte ihr gesagt, daß Herr von Rohan kommen würde, wenn er nur von ihr hätte sprechen hören.

Es schlug also sieben Uhr, und das Feuer des Salons brannte in all seinem Glanze, als eine Kutsche in die Straße Saint Claude hinabrollte.

Johanna hatte noch nicht Zeit gehabt an das Fenster zu gehen und ungeduldig zu werden.

Aus dieser Kutsche stieg ein in einen weiten Ueberrock gehüllter Mann; als hierauf die Thür des Hauses sich wieder hinter diesem Manne verschlossen hatte, fuhr die

Kutsche in eine benachbarte kleine Straße, um die Rückkehr des Herrn zu erwarten.

Bald darauf erschallte die Klingel, und das Herz der Frau de la Mothe schlug so heftig, daß man es hätte hören können.

Aber beschämt, einer unvernünftigen Gemüthsbewegung nachzugeben, gebot Johanna ihrem Herzen Schweigen, legte, so gut es ihr möglich war, eine Stickerei auf den Tisch, eine neue Arie auf das Clavier, eine Zeitung auf die Ecke des Kamins.

Nach Verlauf einiger Sekunden kam Frau Klotilde der Frau Gräfin zu melden:

„Die Person, welche vorgestern geschrieben hatte."

— Lassen Sie dieselbe eintreten, erwiderte Johanna.

Ein leichter Schritt, krachende Schuhe, ein schöner in Sammet und Seide gekleideter Mann, der den Kopf hoch trug und in diesem kleinen Zimmer zehn Spannen groß zu sein schien, das war es, was Johanna sah, indem sie aufstand, um ihn zu empfangen.

Das von der Person beibehaltene Incognito hatte sie auf eine unangenehme Weise überrascht.

Indem sie sich daher entschloß, alle die Vortheile der Frau anzunehmen, welche überlegt hat, sagte sie mit einer Verbeugung, nicht die einer Beschützten, sondern die einer Beschützerin:

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Der Prinz blickte die Thür des Salons an, hinter welcher die Alte verschwunden war.

— Ich bin der Kardinal von Rohan, erwiderte er.

Worauf Frau de la Mothe, indem sie erröthete und sich in Ehrfurchtsbezeugungen erschöpfte, durch eine Verbeugung antwortete, wie man sie den Königen macht.

Hierauf schob sie einen Sessel vor, und statt sich auf einen Stuhl zu setzen, wie es die Etikette gewollt hätte, setzte sie sich in den großen Sessel.

Als der Kardinal sah, daß er es sich hier bequem machen könnte, legte er seinen Hut auf den Tisch, und, indem er Johanna in das Gesicht sah, die ihn gleichfalls anblickte, sagte er:

—Es ist also wahr, Fräulein . . .

—Madame, unterbrach ihn Johanna.

—Verzeihung . . . ich vergaß . . . Es ist also wahr, Madame?

—Mein Gatte nennt sich Graf de la Mothe, gnädiger Herr.

—Ganz recht, ganz recht, Gendarme des Königs oder der Königin.

—Ja gnädiger Herr.

—Und Sie, Madame, sagte er, Sie sind eine geborne Valois?

—Valois, ja, gnädiger Herr.

—Ein angesehener Name! sagte der Kardinal, indem er die Beine über einander schlug, ein seltener, ein ausgestorbener Name.

Johanna errieth den Zweifel des Kardinals.

—Ausgestorben, nicht doch, gnädiger Herr, sagte sie, da ich ihn führe und ich einen Bruder habe, den Baron von Valois.

—Anerkannt?

—Es ist nicht nöthig, daß er anerkannt ist, gnädiger Herr; mein Bruder kann reich oder arm sein, er wird darum nichts desto weniger das sein, als was er geboren ist, Baron von Valois.

—Erzählen Sie mir gefälligst ein wenig diese Abstammung, Madame, Sie interessiren mich; ich liebe die Heraldik.

Johanna erzählte einfach und nachlässig das, was der Leser bereits weiß.

Der Kardinal hörte und betrachtete.

Er gab sich nicht die Mühe, seine Eindrücke zu verbergen. Wozu? er glaubte weder an das Verdienst noch an den Rang Johannas; er sah sie hübsch, arm; er betrachtete sie, das war genug.

Johanna, welche Alles bemerkte, errieth den schlimmen Begriff des zukünftigen Beschützers.

—So daß, sagte Herr von Rohan gleichgültig, Sie wirklich unglücklich gewesen sind?

—Ich beklage mich nicht, gnädiger Herr.

—In der That, man hatte mir das Mißliche Ihrer Lage um Vieles übertrieben.

Und er blickte um sich.

—Diese Wohnung ist bequem, auf eine artige Weise möblirt.

—Für eine Grisette, ohne Zweifel, erwiderte Johanna auf eine trockene Weise, indem sie ungeduldig war den Kampf zu beginnen. Ja, gnädiger Herr.

Der Kardinal machte eine Bewegung.

— Wie? sagte er, Sie nennen dieses Mobiliar das Mobiliar einer Grisette?

— Ich glaube nicht, gnädiger Herr, sagte sie, daß Sie es das Mobiliar einer Prinzessin nennen können.

— Und Sie sind Prinzessin, sagte er mit jenem unmerklichen Spotte, den Leute von ausgezeichnetem Verstande oder hoher Abkunft allein in ihre Sprache zu mischen verstehen, ohne gänzlich ungeziemend zu werden.

— Ich bin eine geborne Valois, gnädiger Herr, wie Sie ein Rohan. Das ist Alles, was ich weiß, sagte sie.

Und diese Worte wurden mit so viel sanfter Majestät des sich empörenden Unglückes, der Majestät einer Frau, die sich verkannt fühlt, ausgesprochen, sie waren so wohlklingend und zugleich so würdig, daß der Prinz nicht verletzt und der Mensch gerührt wurde.

— Madame, sagte er, ich vergaß, daß mein erstes Wort eine Entschuldigung hätte sein sollen. Ich hatte Ihnen geschrieben, daß ich gestern hierher kommen würde, aber ich hatte wegen des Empfangs des Herrn von Suffren Geschäfte in Versailles. Ich habe daher auf das Vergnügen Sie zu besuchen verzichten müssen.

— Der gnädige Herr erzeigt mir noch zu viel Ehre heute an mich gedacht zu haben, und der Graf de la Mothe, mein Gatte, wird noch mehr die Verbannung bedauern, in welcher ihn die Armuth hält, da diese Verbannung ihn verhindert, eine so erlauchte Gegenwart zu genießen.

Das Wort Gatte erweckte die Aufmerksamkeit des Kardinals.

—Sie leben allein, Madame? sagte er.

—Durchaus allein, gnädiger Herr.

—Das ist schön von Seiten einer jungen und hübschen Frau.

—Das ist natürlich von Seiten einer Frau, gnädiger Herr, die in jeder andern Gesellschaft, als der, aus welcher ihre Armuth sie entfernt, nicht an ihrem Platze wäre.

Der Kardinal schwieg.

—Es scheint, begann er wieder, daß die Genealogisten Ihre Genealogie nicht bestreiten?

—Wozu nutzt es mir, sagte Johanna geringschätzend, indem sie mit einer liebenswürdigen Geberde die kleinen gelockten und gepuderten Ringel der Schläfen wieder aufstrich.

Der Kardinal näherte seinen Sessel, wie um mit seinen Füßen das Feuer zu erreichen.

—Madame, sagte er, ich wünschte zu wissen und habe wissen wollen, in was ich Ihnen nützlich sein könnte.

—Ei, in Nichts, gnädiger Herr.

—Wie, in Nichts?

—Eure Eminenz überhäuft mich wahrlich mit Ehre.

—Sprechen wir offenherziger.

—Ich vermöchte nicht offenherziger zu sein, als ich es bin, gnädiger Herr.

—Sie beklagten sich so eben, sagte der Kardinal, indem er um sich blickte, wie um Johanna an das zu

erinnern, was sie über das Mobiliar einer Grisette gesagt hatte.

— Gewiß, ja, ich beklagte mich.

— Nun denn, dann, Madame . . .

— Nun denn, gnädiger Herr, ich sehe, daß Eure Eminenz ein Almosen geben will?

— O! Madame . . .

— Nichts Anderes. Ich nahm Almosen an, aber ich werde sie nicht mehr annehmen.

— Was soll das bedeuten?

— Gnädiger Herr, ich bin seit einiger Zeit genug gedemüthigt; es ist mir nicht mehr möglich es zu ertragen.

— Madame, Sie täuschen sich über die Worte. Durch das Unglück wird man nicht entehrt . . .

— Selbst mit dem Namen, den ich führe, sagen Sie an, würden Sie betteln, Sie, Herr von Rohan?

— Ich spreche nicht von mir, sagte der Kardinal mit einer mit Stolz gemischten Verlegenheit.

— Gnädiger Herr, ich kenne nur zwei Arten Almosen zu verlangen; in der Kutsche oder an der Thür einer Kirche; in Gold und Sammet, oder in Lumpen. Nun denn! so eben erwartete ich die Ehre Ihres Besuches nicht; ich glaubte mich vergessen.

— Ah! Sie wußten also, daß ich es war, der geschrieben hatte? sagte der Kardinal.

— Habe ich nicht Ihr Wappen auf dem Siegel des Briefes gesehen, den Sie mir die Ehre erzeigt haben mir zu schreiben?

—Sie haben indessen gethan, als ob Sie mich nicht erkännten.

—Weil Sie mir nicht die Ehre erzeigten sich melden zu lassen.

—Nun denn! dieser Stolz gefällt mir, sagte lebhaft der Kardinal, indem er mit einer wohlgefälligen Aufmerksamkeit die feurigen Augen und die stolzen Züge Johannas betrachtete.

—Ich sagte also, begann diese wieder, daß ich, bevor ich Sie gesehen, den Entschluß gefaßt hatte, diesen elenden Mantel, der meine Armuth verschleiert, der die Nacktheit meines Namens bedeckt, abzulegen, und in Lumpen, wie jede christliche Bettlerin, mein Brod, nicht von dem Stolze, sondern von der Barmherzigkeit der Vorüberkommenden anzuflehen.

—Ihre Hilfsquellen sind hoffentlich nicht erschöpft, Madame?

Johanna antwortete nicht.

—Sie haben irgend ein Gut, wäre es auch verschuldet; Familienkleinodien? Zum Beispiel dieses da.

Und er zeigte auf eine Dose, mit der die weißen und zarten Finger der jungen Frau spielten.

—Dieses? sagte sie.

—Auf mein Wort, eine orginelle Dose.

—Erlauben Sie?

Er nahm sie.

—Ah, ein Porträt!

Er machte sogleich eine Bewegung der Ueberraschung.

—Sie kennen das Orginal dieses Porträts? fragte Johanna.

—Es ist das Maria Theresias.

—Maria Theresias?

—Ja, der Kaiserin von Oesterreich.

—In Wahrheit! rief Johanna aus. Sie glauben, gnädiger Herr?

Der Kardinal begann die Dose noch genauer zu betrachten.

—Woher haben Sie das? fragte er.

—Von einer Dame, die vorgestern gekommen ist.

—Zu Ihnen?

—Zu mir.

—Von einer Dame . . .

Und der Kardinal betrachtete die Dose mit neuer Aufmerksamkeit.

—Ich irre mich, gnädiger Herr, es waren zwei Damen.

—Und die eine dieser beiden Damen hat Ihnen diese Dose hier geschenkt? fragte er mißtrauisch.

—Sie hat sie mir nicht geschenkt, nein.

—Wie befindet sie sich dann in Ihren Händen?

—Sie hat sie bei mir vergessen.

Der Kardinal versank in Nachdenken, in dem Grade, daß die Gräfin von Valois davon beunruhigt wurde und dachte, daß es angemessen wäre, sich auf ihrer Huth zu halten.

Hierauf erhob der Kardinal den Kopf, und, indem er die Gräfin aufmerksam anblickte, sagte er:

— Und wie nennt sich diese Dame? Nicht wahr, Sie werden mir verzeihen, daß ich diese Frage an Sie richte; ich bin selbst ganz beschämt, und ich komme mir wie ein Richter vor.

— In der That, gnädiger Herr, sagte Frau de la Mothe, die Frage ist sonderbar.

— Vielleicht unbescheiden, aber sonderbar . . .

— Sonderbar, ich wiederhole es. Wenn ich die Dame kennte, welche diese Dose hier gelassen hat . . .

— Nun denn?

— Nun denn! so hätte ich sie ihr bereits zurückgesandt. Ohne Zweifel hält sie darauf, und ich mögte ihr ihren artigen Besuch nicht durch eine Besorgniß von acht und vierzig Stunden vergelten.

— Demnach also kennen Sie sie nicht . . .

— Nein, ich weiß nur, daß sie die Oberin eines Wohlthätigkeitsvereins ist.

— Von Paris?

— Von Versailles.

— Von Versailles . . . die Oberin eines Wohlthätigkeitsvereins . . .

Gnädiger Herr, ich nehme Gaben von Frauen an, die Frauen demüthigen eine arme Frau nicht, indem sie Unterstützung bringen und diese Dame, welche liebreiche Auskünfte über meine Lage aufgeklärt hatten, hat Hundert Louisd'or auf mein Kamin gelegt, als sie mir ihren Besuch abstattete.

— Hundert Louisd'or! sagte der Kardinal voll Ueberraschung; dann, da er sah, daß er die Empfindlich-

keit Johannas verletzen könnte, und Johanna hatte in der That eine Bewegung gemacht, fügte er hinzu:

—Verzeihung, Madame, ich verwundere mich nicht, daß man Ihnen diese Summe gegeben hat. Sie verdienen im Gegentheile die ganze Aufmerksamkeit mildthätiger Leute, und Ihre Geburt macht jenem ein Gesetz daraus, Ihnen nützlich zu sein. Es ist nur der Titel einer Dame des Wohlthätigkeitsvereines, der mich verwundert; die Damen des Wohlthätigkeitsvereines geben gewöhnlich weit geringere Almosen. Könnten Sie mir das Portrait dieser Dame entwerfen, Gräfin?

—Sehr schwer, gnädiger Herr, erwiderte Johanna, um die Neugierde ihres Besuches zu reizen.

—Wie, sehr schwer? da sie doch hierher gekommen ist.

—Ohne Zweifel. Diese Dame, welche wahrscheinlich nicht erkannt sein wollte, verbarg ihr Gesicht in einer ziemlich weiten Kaputze; außerdem war sie in Pelzwerk gehüllt. Indessen . . .

Die Gräfin schien sich zu besinnen.

—Indessen, wiederholte der Kardinal.

—Habe ich zu sehen geglaubt . . . Ich behaupte nicht, gnädiger Herr.

—Was haben Sie zu sehen geglaubt?

—Blaue Augen.

—Der Mund?

—Klein, obgleich ein wenig dicke Lippen, besonders die Unterlippe

—Von hoher oder mittlerer Gestalt?

— Von mittlerer Gestalt.

— Die Hände.

— Vollkommen.

— Der Hals?

— Lang und dünn.

— Die Züge?

— Ernst und edel.

— Die Aussprache?

— Ein wenig verlegen. Aber Sie kennen diese Dame vielleicht, gnädiger Herr?

— Wie sollte ich sie kennen, Frau Gräfin? fragte der Prälat lebhaft.

— Ei nach der Art und Weise, mit der Sie mich befragen, gnädiger Herr, oder selbst durch die Sympathie, welche alle wohlthätigen Leute für einander empfinden.

— Nein, Madame, nein, ich kenne sie nicht.

— Indessen, gnädiger Herr, wenn Sie irgend eine Vermuthung hätten ...

— Aber in welcher Beziehung?

— Zum Beispiel durch dieses Portrait eingeflößt.

— Ah! erwiderte der Kardinal hastig, welcher fürchtete, daß er zu viel hätte vermuthen lassen, ja, gewiß, dieses Portrait ...

— Nun denn! dieses Portrait, gnädiger Herr?

— Nun denn! dieses Portrait scheint mir immer ...

— Das der Kaiserin Maria Theresia zu sein, nicht wahr?

— Ich glaube ja.

— Dann meinen Sie ...

— Ich meine, daß Sie den Besuch irgend einer deutschen Dame, zum Beispiel derer erhalten haben, welche einen Unterstützungsverein gegründet haben . . .

— In Versailles?

— In Versailles, ja, Madame.

Und der Kardinal schwieg.

Aber man sah deutlich, daß er noch zweifelte, und daß die Anwesenheit dieser Dose in dem Hause der Gräfin sein ganzes Mißtrauen erneuert hatte.

Nur war das, was Johanna nicht gänzlich erkannte, was sie vergebens zu erklären suchte, der Grund von dem Gedanken des Prinzen, ein sichtlich für sie nachtheiger Gedanke, und der auf nichts Geringeres zielte, als sie zu beargwöhnen, ihm mit dem äußeren Scheine eine Falle zu stellen.

In der That, man konnte das Interesse gewußt haben, das der Kardinal an den Angelegenheiten der Königin nahm, es war ein Gerücht des Hofes, das weit davon entfernt war, selbst in dem Zustande eines halben Geheimnisses geblieben zu sein, und wir haben sogar alle die Mühe angegeben, welche gewisse Feinde darauf verwandten, die Feindseligkeit zwischen der Königin und ihrem Großalmosenier zu unterhalten.

Dieses Portrait Maria Theresias, diese Dose, deren sie sich gewöhnlich bediente, und welche der Kardinal Hundert Male in ihren Händen gesehen hatte, wie befand sie sich in den Händen Johannas, der Bettlerin?

War die Königin wirklich selbst in diese armselige Wohnung gekommen?

Wenn sie gekommen war, war sie Johanna unbekannt geblieben? verhehlte sie aus irgend einem Beweggrunde die Ehre, welche ihr geworden war?

Der Prälat zweifelte.

Er zweifelte bereits am Tage zuvor. Der Name Valois hatte ihn gewarnt auf seiner Huth zu sein, und jetzt handelte es sich nicht mehr um eine arme Frau, sondern um eine Prinzessin, die von einer Königin unterstützt war, welche ihre Wohlthaten selbst brachte.

War Maria Antoinette in diesem Grade mildthätig?

Während der Kardinal so zweifelte, verlor Johanna ihn nicht aus dem Gesicht; Johanna, der keines der Gefühle des Prinzen entging, Johanna war auf der Folter. Für Gewissen, die mit einem geheimen Vorbehalte beladen sind, ist in der That der Zweifel derer, die man mit der reinen Wahrheit überzeugen mögte, eine wahre Marter.

Das Schweigen setzte beide in Verlegenheit; der Kardinal brach es durch eine neue Frage.

—Und haben Sie die Dame bemerkt, welche ihre Wohlthäterin begleitete? Können Sie mir sagen, welches Aussehen sie hatte.

—O! diese habe ich genau gesehen, sagte die Gräfin; sie ist groß und schön, sie hat ein entschlossenes Gesicht, eine köstliche Farbe der Haut, reiche Formen.

—Und hat die andere Dame sie nicht genannt?

—Doch, ein Mal, aber bei ihrem Taufnamen.

—Und wie heißt sie mit ihrem Taufnamen?

—Andrée.

—Andrée! rief der Kardinal aus. Und er erbebte.

Diese Bewegung entging der Gräfin de la Mothe eben so wenig, als die andere.

Der Kardinal wußte jetzt, woran er sich zu halten hätte, der Name Andrée hatte ihm alle seine Zweifel genommen.

In der That, man wußte, daß die Königin zwei Tage zuvor mit Fräulein von Taverney in Paris gewesen war. Eine gewisse Geschichte von Verspätung, von verschlossenem Thore, von ehelichem Zwiste zwischen dem Könige und der Königin, hatte sich in Versailles verlauten lassen.

Der Kardinal athmete auf.

Es gab in der Straße Saint Claude weder Falle noch Complot. Frau de la Mothe schien ihm schön und rein wie der Engel der Unschuld.

Er mußte indessen eine letzte Probe versuchen. Der Prinz war Diplomat.

—Gräfin, sagte er, ich muß Ihnen gestehen, daß mich Etwas über Alles verwundert.

—Was? gnädiger Herr.

—Daß Sie Sich mit Ihrem Namen und Ihren Ansprüchen nicht an den König gewandt haben.

—An den König?

—Ja.

—Aber, gnädiger Herr, ich habe dem Könige zwanzig Gesuche, zwanzig Bittschriften gesandt.

—Ohne Erfolg?

—Ohne Erfolg.

—Aber in Ermangelung des Königs hätten alle Prinzen des königlichen Hauses sich Ihrer Ansprüche gern angenommen. Zum Beispiel, der Herr Herzog von Orleans ist mildthätig, und dann thut er oft gern das, was der König nicht thut.

—Ich habe Seine Hoheit, den Herzog von Orleans bitten lassen, gnädiger Herr, aber vergebens.

—Vergebens! das verwundert mich.

—Dem ist nun einmal so, wenn man nicht reich und nicht empfohlen ist, so sieht man jede Bittschrift sich in dem Vorzimmer der Fürsten verlieren.

—Es gibt noch Seine Gnaden, den Grafen von Artois. Die verschwenderischen Leute verrichten oft bessere Thaten, als die mildthätigen Leute.

—Es ging mit Seiner Gnaden, dem Grafen von Artois, eben so wie mit seiner Hoheit, dem Herzoge von Orleans, wie es mit Seiner Majestät dem Könige von Frankreich gegangen.

—Aber am Ende sind noch die Prinzessinnen, die Tanten des Königs. O! Gräfin, entweder irre ich mich, sehr, oder diese müssen Ihnen auf eine günstige Weise geantwortet haben.

—Nein, gnädiger Herr.

—O! ich vermag nicht zu glauben, daß Madame Elisabeth, die Schwester des Königs, ein gefühlloses Herz gehabt hat.

—Es ist wahr, gnädiger Herr, von mir ersucht, hatte Ihre Königliche Hoheit versprochen mich zu empfangen; aber ich weiß wahrlich nicht, wie sich das zu-

getragen hat, nachdem sie meinen Gatten empfangen, hat sie, wie sehr ich auch bei ihr nachgesucht, nicht mehr geruhen wollen, Nachrichten von sich zu geben.

—Das ist in Wahrheit sonderbar, sagte der Kardinal.

Dann plötzlich, und wie als ob dieser Gedanke ihm erst in diesem Augenblicke einfiele, rief er aus:

—Aber mein Gott! wir vergessen.

—Was?

—Ei, die Person, an welche Sie Sich zuerst hätten wenden sollen.

—Und an wen hätte ich mich wenden sollen?

—An die Ausspenderin der Gunstbezeigungen, an die, welche niemals eine gerechtfertigte Unterstützung verweigert hat, an die Königin.

—An die Königin?

—Ja, an die Königin, haben Sie sie gesehen?

—Niemals, antwortete Johanna mit vollkommener Einfachheit.

—Wie, Sie haben bei der Königin niemals eine Bittschrift eingereicht?

—Niemals.

—Sie haben nicht versucht, bei Ihrer Majestät eine Audienz zu erlangen?

—Ich habe es versucht, aber es ist mir nicht gelungen.

—Zum Mindesten werden Sie versucht haben, sich ihr in den Weg zu stellen, um sich bemerklich zu machen,

um sich an den Hof berufen zu lassen. Das war ein Mittel.

—Ich habe es niemals angewandt.

—In Wahrheit, Madame, Sie sagen mir unglaubliche Dinge.

—Nein, in Wahrheit, ich bin nur zwei Male in Versailles gewesen, und ich habe dort nur zwei Personen gesehen, den Herrn Doctor Louis, der meinen unglücklichen Vater im Hotel Dieu behandelt hatte, und den Herrn Baron von Taverney, an den ich empfohlen war.

—Was hat Ihnen Herr von Taverney gesagt? Er war ganz im Stande, Ihnen den Weg zu der Königin zu bahnen.

—Er hat mir gesagt, daß ich sehr ungeschickt wäre.

—Wie das?

—Als einen Anspruch auf das Wohlwollen des Königs eine Verwandtschaft geltend zu machen, welche Seiner Majestät natürlicher Weise unangenehm sein müßte, da ein armer Verwandter niemals gefällt.

—Das ist ganz der selbstsüchtige und grobe Baron, sagte der Prinz.

Indem er hierauf über den Besuch Andrées bei der Gräfin nachdachte, sagte er sich:

—Wie sonderbar, der Vater weist die Bittstellerin ab, und die Königin führt die Tochter zu ihr. Wahrlich, es muß aus diesem Widerspruche irgend Etwas hervorgehen.

—So wahr ich ein Edelmann bin, begann er laut wieder, ich bin auf das Höchste erstaunt, eine Bittstelle-

rin, eine Frau von dem ersten Adel sagen zu hören, daß sie weder den König, noch die Königin gesehen hat.

—Wenn es nicht ein Gemälde ist, sagte Johanna lächelnd.

—Nun denn! rief der Kardinal aus, dieses Mal von der Unwissenheit und der Aufrichtigkeit der Gräfin überzeugt, wenn es sein muß, werde ich Sie selbst nach Versailles führen und Ihnen die Thüren öffnen lassen.

—O! gnädiger Herr, rief die Gräfin auf dem Gipfel der Freude aus.

Der Kardinal näherte sich ihr.

—Aber es ist unmöglich, sagte er, daß sich nicht binnen Kurzem Jedermann für Sie interessirt.

—Ach! gnädiger Herr, sagte Johanna mit einem liebenswürdigen Seufzer, glauben Sie es wirklich?

—O! ich bin davon überzeugt.

—Ich glaube, daß Sie mir schmeicheln, gnädiger Herr.

Und sie blickte ihn fest an.

In der That, diese plötzliche Veränderung überraschte die Gräfin mit Recht, sie, welche der Kardinal zehn Minuten zuvor mit einer ganz fürstlichen Leichtfertigkeit behandelte.

—Der, wie durch den Pfeil eines Bogenschützen abgeschossene Blick Johannas, traf den Kardinal entweder in seinem Herzen, oder in seiner Sinnlichkeit. Er enthielt entweder das Feuer des Ehrgeizes, oder das Feuer des Verlangens; aber es war Feuer.

Herr von Rohan, der sich auf Frauen verstand,

mußte sich gestehen, daß er wenige so reizende gesehen hatte.

—Ah! bei meiner Treue, sagte er sich, mit jenem ewigen Vorbehalte für die Diplomatie erzogener Hofleute, ah! bei meiner Treue, es wäre zu außergewöhnlich oder zu glücklich, daß ich zu gleicher Zeit sowohl eine rechtschaffene Frau finde, welche das Aussehen einer listigen hat, und in dem Elende eine allmächtige Beschützerin.

—Gnädiger Herr, unterbrach ihn die Sirene, Sie schweigen zuweilen auf eine Weise, die mich beunruhigt; verzeihen Sie mir, es Ihnen zu sagen.

—In was, Gräfin? fragte der Kardinal.

—Deshalb, gnädiger Herr, weil ein Mann, wie Sie, immer nur gegen zwei Arten von Frauen unhöflich ist.

—O! mein Gott, was wollen Sie mir sagen, Gräfin; auf mein Wort, Sie erschrecken mich.

Er ergriff ihre Hand.

—Ja, antwortete die Gräfin, mit zwei Arten von Frauen, ich habe es gesagt, und ich wiederhole es.

—Welche, lassen Sie hören?

—Gegen Frauen, die man zu sehr liebt, oder gegen Frauen, die man nicht genug achtet.

—Gräfin, Gräfin, Sie lassen mich erröthen. Ich wäre unhöflich gegen Sie gewesen?

—Dam!

—Sagen Sie das nicht, das wäre gräßlich!

—In der That, gnädiger Herr, Sie können mich nicht zu sehr lieben, und ich habe Ihnen, zum Mindesten bis jetzt, nicht Recht gegeben, mich zu wenig zu achten

Der Kardinal ergriff die Hand Johannas.

—O! Gräfin, Sie sprechen mit mir in Wahrheit, als ob Sie gegen mich aufgebracht wären.

—Nein, gnädiger Herr, denn Sie haben meinen Zorn noch nicht verdient.

—Und von diesem Tage an, Madame, wo ich das Vergnügen gehabt habe Sie zu sehen und Sie kennen zu lernen, werde ich ihn niemals verdienen.

—O! mein Spiegel, mein Spiegel! dachte Johanna.

—Und von diesem Tage an, fuhr der Kardinal fort, werde ich nicht mehr aufhören für Sie zu sorgen.

—O! Sehen Sie, gnädiger Herr, sagte die Gräfin, welche ihre Hand nicht aus den Händen des Kardinals zurückgezogen hatte, genug damit.

—Was wollen Sie damit sagen?

—Sprechen Sie mir nicht von Ihrem Schutze.

—Gott behüte, daß ich das Wort Schutz ausspreche. O! Madame, es würde Sie nicht erniedrigen, sondern mich.

—Dann, Herr Kardinal, nehmen wir Eines an, das mir ungemein schmeicheln wird.

Wenn dem so ist, Madame, so lassen Sie uns das annehmen.

—Nehmen wir an, gnädiger Herr, daß Sie der Frau de la Mothe Valois einen Höflichkeitsbesuch abgestattet haben, nichts mehr.

—Aber dann auch nichts weniger, antwortete der Kardinal auf eine artige Weise.

Und indem er die Finger Johannas an seine Lippen führte, drückte er einen ziemlich langen Kuß darauf.

Die Gräfin zog ihre Hand zurück.

—O! Höflichkeit, sagte der Kardinal mit einem ausgezeichneten Geschmacke und ernst.

Johanna gab ihre Hand zurück, auf welche der Prälat dieses Mal einen ganz ehrerbietigen Kuß drückte.

—Ah! so ist es gut, gnädiger Herr.

Der Kardinal verneigte sich.

—Zu wissen, fuhr die Gräfin fort, daß ich in dem so erhabenen und so beschäftigten Geiste eines Mannes, wie Sie, einen Antheil besitzen werde, so schwach er auch sein möge, das ist, ich schwöre es Ihnen, genug, um mich für ein Jahr zu trösten.

—Ein Jahr! das ist sehr kurz ... Hoffen wir mehr, Gräfin.

—Nun denn! ich sage nicht nein, Herr Kardinal, antwortete sie lächelnd.

Herr Kardinal ganz kurz war eine Vertraulichkeit, deren Frau de la Mothe sich zum zweiten Male schuldig machte. Der in seinem Stolze empfindliche Prälat hätte sich darüber verwundern können, aber die Sachen waren so weit gekommen, daß er sich nicht allein nicht darüber verwunderte, sondern auch noch wie über eine Gunst damit zufrieden war.

—Ah! Vertrauen, rief er aus, indem er sich noch mehr näherte. Um so besser, um so besser.

—Ja, gnädiger Herr, ich habe Vertrauen, weil ich in Eurer Eminenz ...

—Sie sagten so eben, mein Herr, Gräfin.

—Sie müssen mir verzeihen, gnädiger Herr; ich kenne den Hof nicht. Ich sage also, daß ich Vertrauen habe, weil Sie fähig sind, einen kühnen, muthigen Geist, wie den meinigen, und ein ganz reines Herz zu verstehen. Trotz der Prüfungen der Armuth, trotz der Kämpfe, welche schändliche Feinde mir geliefert haben, wird Eure Eminenz aus mir, das heißt aus meiner Unterhaltung das zu nehmen wissen, was ihrer würdig ist. Eure Eminenz wird mir für das übrige Nachsicht bezeigen.

—Wir sind also jetzt Freunde, Madame. Das ist unterzeichnet, beschworen.

—Ich bin es zufrieden.

Der Kardinal stand auf und ging auf Frau de la Mothe zu; da er aber die Arme für einen einfachen Schwur ein wenig zu weit geöffnet hatte, so wich die Gräfin leicht und behend der Umarmung aus.

—Freundschaft zu drei! sagte sie mit einem unnachahmlichen Ausdrucke der Neckerei und der Unschuld.

—Wie, Freundschaft zu dreien? fragte der Kardinal.

—Ohne Zweifel; gibt es etwa nicht irgend wo einen armen Gendarmen, einen Verbannten, den man Graf de la Mothe nennt?

—O! Gräfin, welches bedauernswerthe Gedächtniß Sie haben!

—Aber ich muß Ihnen wohl von ihm sprechen, da Sie mich nicht an ihn erinnern.

—Wissen Sie, warum ich Ihnen nicht von ihm spreche, Gräfin?

—Sagen Sie es ein wenig.

—Weil er immer genug selbst von sich sprechen wird, die Gatten vergessen sich niemals, glauben Sie mir.

—Und wenn er von sich spricht?

—Dann wird man von Ihnen sprechen, dann wird man von uns sprechen.

—Wie das?

—Man wird zum Beispiele sagen, daß der Herr Graf de la Mothe es gut gefunden hat oder es unrecht findet, daß der Kardinal von Rohan drei, vier oder fünf Male die Woche Frau de la Mothe in der Straße Saint-Claude zu besuchen kömmt.

—Ah! aber Sie sagen mir so viel, Herr Kardinal, drei, vier oder fünf Male die Woche?

—Wo wäre sonst die Freundschaft, Gräfin? Ich habe gesagt fünf Male, ich irrte mich, sechs oder sieben Male hätte ich sagen sollen, ohne die Schalttage zu rechnen.

Johanna begann zu lachen.

Der Kardinal bemerkte, daß sie zum ersten Male seinen Scherzen Ehre erwies; und er war dadurch nochmals geschmeichelt.

—Wollten Sie verhindern, daß man spricht? sagte sie, Sie wissen wohl, daß das etwas Unmögliches ist.

—Ja, erwiderte er.

—Und wie?

—O! etwas ganz Einfaches, mit Unrecht oder mit Recht kennt mich das Volk von Paris.

O! gewiß, und mit Recht, gnädiger Herr.

—Aber Sie hat es das Unglück nicht zu kennen.

—Nun denn!

—Drehen wir die Frage um.

—Drehen Sie sie um, das heißt . . .

—Wie Sie wollen . . . Wenn zum Beispiele . . .

—Sprechen Sie aus.

—Wenn Sie ausgingen, statt mich ausgehen zu lassen?

—Ich sollte in Ihr Hotel gehen, ich, gnädiger Herr?

—Sie würden wohl zu einem Minister gehen.

—Ein Minister ist kein Mann, gnädiger Herr.

—Sie sind liebenswürdig. Nun denn! es handelt sich nicht um mein Hotel, ich habe ein Haus.

—Ein kleines Haus, sprechen wir es unverholen aus.

—Nicht doch, ein Haus, das Ihnen gehört.

—Ah! äußerte die Gräfin, ein Haus, das mir gehört! Und wo das? Ich wußte nicht, daß ich dieses Haus besäße.

Der Kardinal, der sich wieder gesetzt hatte, stand auf.

—Morgen früh um zehn Uhr werden Sie die Adresse desselben erhalten.

Die Gräfin erröthete, der Kardinal ergriff mit Anstand ihre Hand.

Und dieses Mal war der Kuß ehrerbietig, zärtlich und kühn, Alles zugleich.

Beide begrüßten sich nun mit diesem Reste lächelnder Förmlichkeit, der eine nahe Vertraulichkeit andeutet.

—Leuchten Sie dem gnädigen Herrn, rief die Gräfin aus.

Die Alte erschien und leuchtete.

Der Prälat entfernte sich.

—Aber, dachte Johanna, wie mir scheint, habe ich da einen großen Schritt in der Welt gethan.

—Nun denn, nun denn, dachte der Kardinal, als er in seine Kutsche stieg, ich habe ein doppeltes Geschäft gemacht. Diese Frau hat zu viel Verstand, um nicht die Königin zu gewinnen, wie sie mich gewonnen hat.

VII.

Mesmer und Saint Martin.

Es gab eine Zeit, wo sich ganz Paris, das von Geschäften freie, müßige Paris, leidenschaftlich mit Fragen beschäftigte, die in unseren Tagen das Monopol der Reichen, die man Nutzlose, und der Gelehrten sind, welche man Faulenzer nennt.

Im Jahre 1784, das heißt zu der Zeit, bei welcher wir verweilen, war die in Mode stehende Frage, welche über Alles herrschte, die in der Luft schwebte, die an allen ein wenig erhabenen Köpfen verweilte, wie die Dünste an den Bergen, der Mesmerismus, eine geheimnißvolle, von ihren Erfindern schlecht erklärte Wissenschaft, Da dies nicht das Bedürfniß empfanden eine Entdeckung von ihrer Entstehung an zu demokratisiren, legte man ihr den Namen eines Mannes bei, das heißt einen aristo-

kratischen Titel, statt eines jener wissenschaftlichen, aus dem Griechischen entnommenen Namen, mit deren Hilfe die züchtige Bescheidenheit der modernen Gelehrten heut zu Tage jedes wissenschaftliche Element populär macht.

In der That, wozu nutzte es im Jahre 1784, eine Wissenschaft zu demokratisiren? Zählte das Volk, das seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht von denen berathen worden war, die es regierten, für irgend etwas in dem Staate? nein; das Volk war der fruchtbare Boden, der eintrug, es war die reiche Ernte, die man mähte; aber der Herr der Ernte war der König, und die Schnitter waren der Adel.

Heut zu Tage hat sich Alles geändert: Frankreich gleicht einer hundertjährigen Sanduhr; während neun Hundert Jahren hat sie die Stunde des Königthumes gezeigt; die mächtige Rechte des Herrn hat sie umgewandt; sie wird während Jahrhunderten die Zeitrechnung des Volks zeigen.

Im Jahre 1784 war also der Name eines Mannes eine Anempfehlung. Heut zu Tage würde im Gegentheile ein Sachname den Erfolg eher sichern.

Aber verlassen wir das Heute, um die Augen auf Gestern zu werfen. Was ist nach der Rechnung der Ewigkeit der Zwischenraum eines halben Jahrhunderts? Nicht einmal der, welcher zwischen dem Gestern und Morgen besteht.

Der Doctor Mesmer war also in Paris, wie Maria Antoinette es uns selbst gesagt hat, indem sie den König um die Erlaubniß bat, ihm einen Besuch zu machen. Man

erlaube uns daher einige Worte über den Doctor Mesmer zu sagen, dessen heut zu Tage von einer kleinen Anzahl von Anhängern beibehaltener Name, zu jener Zeit, welche wir zu schildern versuchen, auf den Lippen aller Welt war.

Der Doctor Mesmer hatte gegen das Jahr 1777 aus Deutschland, diesem Lande neblichter Träume, eine ganz mit Wolken und Blitzen erfüllte Wissenschaft gebracht. Bei dem Scheine dieser Blitze sah der Gelehrte nur die Wolken, welche über seinem Haupte ein dunkles Gewölbe bildeten; der alltägliche Mensch sah nur die Blitze.

Mesmer war in Deutschland zuerst mit einem Streitsatze über den Einfluß der Planeten aufgetreten. Er hatte aufzustellen versucht, daß die Himmelskörper durch die Kraft, welche ihre gegenseitige Anziehung hervorbringt, einen Einfluß auf die lebenden Körper und besonders auf das Nervensystem mittelst eines feinen Fluidums ausübten, welche das ganze Weltall erfüllt.

Aber diese erste Theorie war sehr abstract. Um sie zu verstehen, mnßte man in die Wissenschaft der Galileis und der Newtons eingeweiht sein. Es war eine Mischung großer astronomischer Wahrheiten mit astrologischen Träumereien, die sich nicht, wir sagen nicht popularisiren, sondern aristokratisiren konnten; denn dazu hätte der Adelstand in eine gelehrte Gesellschaft verwandelt werden müssen. Mesmer gab daher dieses erste System auf, um sich in das der Magnete zu werfen.

Der Magnet wurde zu jener Zeit fleißig studirt; seine sympathetischen oder antipathetischen Kräfte ließen

Mineralien ein fast dem menschlichen Leben gleiches Leben führen, indem sie ihm die beiden großen Leidenschaften des menschlichen Lebens, die Liebe und den Haß zuschrieben. Dem zu Folge schrieb man dem Magnete überraschende Kräfte zur Heilung von Krankheiten zu. Mesmer fügte daher die Wirkung des Magnets seinem ersten Systeme zu und versuchte, welchen Nutzen er aus dieser Hinzufügung ziehen könnte.

Unglücklicher Weise für Mesmer fand er bei seiner Ankunft in Wien einen bereits im Rufe stehenden Nebenbuhler. Dieser Nebenbuhler, der sich Vater Hall nannte, behauptete, daß Mesmer ihm sein Verfahren gestohlen hätte. Als Mesmer das sah, erklärte er als ein Mann von Erfindungsgabe, daß er den Magnet aufgäbe, und nicht mehr durch den mineralischen Magnetismus, sondern durch den thierischen Magnetismus heilen würde.

Dieses, wie ein neues Wort ausgesprochene Wort bezeichnete indessen keine neue Entdeckung; der den Alten bekannte, in den egyptischen Einweihungen und in dem griechischen Pythismus angewandte Magnetismus hatte sich in dem Mittelalter als Sage erhalten; einige gesammelte Ueberreste dieser Wissenschaft ließen die Hexenmeister des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts entstehen, viele wurden verbrannt, welche in Mitte der Flammen die seltsame Religion bekannten, deren Märtyrer sie waren.

Urban Grandier war nichts anderes als ein Magnetiseur.

Mesmer hatte von den Wundern dieser Wissenschaft sprechen hören.

Joseph Balsamo, der Held eines unserer Bücher, hatte in Deutschland, und besonders in Straßburg Spuren seines Vorüberkommens zurückgelassen. Mesmer machte sich an die Aufsuchung dieser zerstreuten und wie Irrlichter, die des Nachts über die Teiche eilen, schwebende Wissenschaft; er machte eine vollständige Theorie, ein gleichförmiges System daraus, dem er den Namen des Mesmerismus gab.

Zu diesem Punkte gelangt, theilte Mesmer sein System der Akademie der Wissenschaften von Paris, der königlichen Gesellschaft von London und der Akademie von Berlin mit; die beiden ersteren antworteten ihm nicht einmal, die dritte sagte, daß er ein Narr wäre.

Mesmer erinnerte sich jenes griechischen Philosophen, der die Bewegung leugnete und den sein Gegner dadurch widerlegte, daß er ging. Er kam nach Frankreich, nahm aus den Händen des Doctor Storck und des Augenarztes Wenzel ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, wovon die eine von einer Leberkrankheit und die andere von dem schwarzen Staare befallen war, und nach dreimonatlicher Behandlung war die Kranke geheilt und die Blinde sah.

Diese Kur hatte gar viele Leute überzeugt, und unter andern einen Arzt Namens Deslon, der aus einem Feinde sein Apostel wurde.

Von diesem Augenblicke an stieg der Ruf Mesmers immer mehr; die Akademie hatte sich gegen den Neuerer erklärt, der Hof erklärte sich für ihn; Unterhandlungen

wurden durch das Ministerium angeknüpft, um Mesmer zu veranlassen, die Menschheit durch die Bekanntmachung seiner Lehre zu bereichern. Der Doctor machte seinen Preis. Man handelte. Herr von Breteuil bot ihm im Namen des Königs eine lebenslängliche Rente von zwanzig Tausend Livres und einen Gehalt von zehn Tausend an, um drei von der Regierung angegebene Personen zur Ausübung seines Verfahrens zu bilden. Aber empört über die königliche Kargheit, schlug es Mesmer aus, und ging mit einigen seiner Kranken nach dem Bade Spaa.

Eine unerwartete Katastrophe bedrohte Mesmer. Deslon, sein Schüler, Deslon, der Besitzer des berühmten Geheimnisses, das Mesmer sich geweigert hatte für dreißig Tausend Livres jährlich zu verkaufen, Deslon eröffnete bei sich eine öffentliche Behandlung durch die Mesmerische Methode.

Mesmer erfuhr diese schmerzliche Nachricht; er beklagte sich über Diebstahl, Verrath, Betrug; er meinte wahnsinnig zu werden. Nun hatte einer seiner Kranken, Herr von Bergasse, den glücklichen Einfall, die Wissenschaft des berühmten Professors auf Actien zu stellen; es wurde ein Verein von Hundert Personen mit einem Kapital von drei Mal Hundert vierzig Tausend Livres unter der Bedingung gebildet, daß er den Actionären die Lehre offenbaren würde. Mesmer machte sich zu dieser Offenbarung verbindlich, nahm das Kapital in Empfang und kehrte nach Paris zurück.

Die Zeit war günstig. Es gibt in dem Alter der

Völker Augenblicke, welche an die Epochen der Umgestaltung gränzen, in denen die ganze Nation wie vor einem unbekannten Hindernisse stehen bleibt, zögert und den Abgrund fühlt, an dessen Rand sie gelangt ist, und den sie erräth ohne ihn zu sehen.

Frankreich befand sich in einem jener Momente, es bot den Anblick einer ruhigen Gesellschaft, deren Geist aufgeregt ist; man war in gewisser Art in einem künstlichen Glücke erstarrt, dessen Ende man voraussah, wie man bei der Ankunft an dem Saume eines Waldes die Ebene durch die Zwischenräume der Bäume erräth. Diese Ruhe, welche nichts Beständiges, nichts Wirkliches hatte, ermüdete; man suchte überall Gemüthsbewegungen, und etwas Neues, welches es auch sein mogte, war willkommen. Man war zu leichtsinnig geworden, um sich wie früher mit ernsten Fragen der Regierung und des Molinismus zu beschäftigen. Aber man stritt sich über Musik, man nahm Partei für Gluck oder für Piccini, man war leidenschaftlich für die Encyclopädie, man entflammte sich für die Memoiren Beaumarchais.

Das Erscheinen einer neuen Oper beschäftigte die Gemüther mehr, als der Friedensvertrag mit England und die Anerkennung der Republik der Vereinigten Staaten. Kurz, es war eine jener Perioden, in denen die durch die Philosophen zu dem Wahren, das heißt zu der Entzauberung geführten Gemüther dieser Klarheit des Möglichen müde wurden, welche den Grund aller Dinge sehen läßt, und durch einen Schritt vorwärts die Schran-

ken der wirklichen Welt zu überschreiten suchen, um in die Welt der Träume und der Dichtungen einzugehen.

In der That, wenn es bewiesen ist, daß die recht klaren Wahrheiten die einzigen sind, die schnell volksthümlich werden, so ist es darum nicht minder erwiesen, daß die Geheimnisse eine allmächtige Anziehungskraft für die Völker haben.

Das Volk von Frankreich war daher fortgerissen, auf eine unwiderstehliche Weise durch dieses außerordentliche Geheimniß des Mesmerischen Fluidums angezogen, welches, nach der Aussage der Anhänger, den Kranken die Gesundheit wiedergab, den Wahnsinnigen Verstand und den Weisen Unverstand verlieh.

Ueberall bekümmerte man sich um Mesmer. Was hatte er gethan? an wen hatte er seine göttlichen Wunder ausgeübt? Welchem großen Herrn hatte er das Gesicht oder die Kraft wiedergegeben? welcher durch das Nachtwachen und durch das Spiel ermüdeten Damen hatte er die Nerven beruhigt? welchem jungen Mädchen hatte er in einer magnetischen Krisis die Zukunft voraussehen lassen?

Die Zukunft! dieses mächtige Wort aller Zeiten, dieses mächtige Interesse aller Gemüther, die Lösung des Problemes. In der That, was war die Gegenwart?

Ein Königthum ohne Strahlen, ein Adel ohne Ansehen, ein Land ohne Handel, ein Volk ohne Rechte, eine Gesellschaft ohne Vertrauen.

Von der königlichen, auf ihrem Throne besorgten und abgesonderten Familie an, bis zu der in ihrer armseligen

Wohnung hungernden Familie des Volkes, herrschte überall Elend, Schande und Furcht.

Die Andern zu vergessen, um nur an sich zu denken, an neuen, seltsamen, unbekannten Quellen die Versicherung eines weit längeren Lebens und einer unveränderlichen Gesundheit während dieser Verlängerung des Daseins zu schöpfen, dem geizigen Himmel irgend etwas zu entreißen, war das nicht der Gegenstand eines leicht zu begreifenden Strebens nach diesem Unbekannten, von dem Mesmer einen Zipfel entschleierte?

Voltaire war gestorben, und es gab in Frankreich kein einziges Gelächter mehr, ausgenommen das Gelächter Beaumarchais, das noch weit bitterer als das des Meisters war. Rousseau war gestorben: es gab in Frankreich keine religiöse Philosophie mehr. Rousseau wollte wohl Gott unterstützen, aber seitdem Rousseau nicht mehr war, wagte es Niemand mehr, aus Furcht unter der Last erdrückt zu werden.

Der Krieg war ehedem eine ernste Beschäftigung für die Franzosen gewesen. Die Könige unterhielten für ihre Rechnung den National-Heldenmuth; jetzt war der einzige französische Krieg ein amerikanischer Krieg, und dabei war der König persönlich nicht betheiligt. In der That, schlug man sich nicht für diese unbekannte Sache, welche die Amerikaner Unabhängigkeit nennen, ein Wort, das die Franzosen durch eine Abstraction mit Freiheit übersetzen?

Dabei war auch noch dieser ferne Krieg, dieser Krieg

nicht allein eines andern Volkes, sondern einer andern Welt, beendigt.

War es, Alles wohl betrachtet, nicht besser, sich mit Mesmer zu beschäftigen, diesem deutschen Arzte, der zum zweiten Male seit sechs Jahren Frankreich erregte, als mit dem Lord Cornwallis oder mit Herrn Washington, die so fern waren, daß man wahrscheinlich niemals weder den Einen noch den Andern sehen würde?

Während Mesmer gegenwärtig war, konnte man ihn sehen, ihn berühren, und, was das höchste Streben von drei Viertel von Paris war, von ihm berührt werden.

Demnach also herrschte dieser Mann, der bei seiner Ankunft in Paris von Niemand, nicht einmal von der Königin, seiner Landsmännin, die inzwischen so gern die Leute ihrer Heimath unterstützte, unterstützt worden war, dieser Mann, der ohne den Doctor Deslon, der ihn seitdem verrathen hatte, unbekannt geblieben wäre, dieser Mann herrschte wahrhaft über die öffentliche Meinung, indem er den König, von dem man niemals gesprochen hatte, Herrn von Lafayette, von dem man noch nicht sprach, und Herrn von Necker, von dem man nicht mehr sprach, weit hinter sich zurückließ.

Und wie als ob dieses Jahrhundert es darauf angelegt hätte, jedem Geiste nach seinen Anlagen, jedem Herzen nach seiner Sympathie, jedem Körper nach seinem Bedürfnisse zu geben, so erhob sich Mesmer, dem Manne des Materialismus, gegenüber Saint Martin, der Mann des Spiritualismus, dessen Lehre alle die Seelen tröstete, welche der Positivismus des deutschen Arztes verletzte.

Man stelle sich den Gottesleugner mit einer weit milderen Religion, als die Religion selbst vor; man stelle sich einen Republikaner voll Artigkeit und voll Rücksichten für die Könige vor; einen Edelmann der bevorrechtigten Stände, wohlwollend, zart, liebevoll für das Volk; man stelle sich den dreifachen Angriff dieses mit der logischsten, der verführerischsten Beredtsamkeit begabten Mannes gegen die Gottesverehrungen der Erde vor, die er aus dem einzigen Grunde, weil sie göttlich sind, sinnlos nennt.

Man stelle sich endlich Epikur weiß gepudert, in gesticktem Rocke, in einer Weste mit Flittern, im kurzen Beinkleide von weißem Atlas, in seidenen Strümpfen und mit rothen Absätzen vor, Epikur, der sich nicht damit begnügt die Götter zu stürzen, an die er nicht glaubt, sondern auch noch die Regierungen erschüttert, die er wie die Gottesverehrungen behandelt, weil sie niemals übereinstimmen, und fast immer nur auf das Unglück der Menschheit hinauslaufen.

Indem er gegen das gesellschaftliche Gesetz handelte, das er mit diesem einzigen Worte für nichtig erklärt: es bestraft gleicher Weise verschiedene Fehler, es bestraft die Wirkung ohne die Ursache zu würdigen.

Man nehme jetzt an, daß dieser Versucher, der sich den unbekannten Philosophen nennt, um die Menschen in einem Kreise verschiedener Begriffe zu fesseln, Alles in sich vereinigt, was die Einbildungskraft den Verheißungen eines moralischen Paradieses an Reizen hinzuzufügen vermag, und statt zu sagen die Menschen sind gleich, was eine Abgeschmacktheit ist, erfand er folgende Formel, die

aus dem Munde selbst, der sie leugnet, gefallen zu sein scheint:

Die verständlichen Wesen sind alle Könige.

Und dann lege man sich Rechenschaft von einer solchen Moral ab, die plötzlich in Mitte einer Gesellschaft ohne Hoffnung, ohne Führer gepredigt wird; einer Gesellschaft, die ein Archipel voll von Ideen, das heißt voll Klippen ist. Man erinnere sich, daß zu jener Zeit die Frauen zärtlich und ausgelassen, die Männer nach Gewalt, Ehrenstellen und Vergnügungen begierig waren; daß endlich die Könige die Krone sich neigen ließen, auf welche zum ersten Male, stehend und in dem Schatten verloren, sich ein zugleich neugieriger und drohender Blick heftete, wird man es da zum Verwundern finden, daß diese Lehre Proselyten machte, welche zu den Seelen sagte:

Wählt unter Euch die erhabenere Seele, aber erhabener durch die Liebe, durch die Barmherzigkeit, durch den mächtigen Willen recht zu lieben, recht glücklich zu machen; dann, wenn diese zum Menschen gewordene Seele sich offenbart haben wird, beugt Euch, demüthigt Euch, vernichtet Euch alle Ihr untergeordneten Seelen, um der Dictatur dieser Seele Raum zu lassen, deren Bestimmung es ist, Euch in Euer wesentliches Prinzip wieder einzusetzen, das heißt in die Gleichheit der Leiden, in den Schooß der erzwungenen Ungleichheit der Anlagen und der Verrichtungen.

Man füge dem hinzu, daß der unbekannte Philosoph sich mit Geheimnissen umgab, daß er die tiefe Verborgen=

heit annahm, um in Frieden, fern von Spionen und Schmarotzern, die große gesellschaftliche Theorie zu verhandeln, welche die Politik der Welt werden konnte.

— Hört mich an, sagte er, fromme Seelen, gläubige Herzen, hört mich an und trachtet mich zu verstehen oder hört mich vielmehr nur dann an, wenn Ihr Interesse und Verlangen habt mich zu verstehen, denn Ihr werdet Mühe dabei haben, und ich werde meine Geheimnisse Niemand Preis geben, der nicht den Schleier entreißt.

Ich sage Dinge, die ich nicht den Anschein haben will zu sagen, deshalb werde ich oft etwas Anderes zu sagen scheinen, als das, was ich sage.

Und Saint Martin hatte Recht, und er hatte wirklich um sein Werk herum die schweigenden, finstern und eifersüchtigen Vertheidiger seiner Ideen, einen geheimnißvollen Bund, dessen finsteren und religiösen Mysticismus Niemand durchschaute.

So arbeiteten an der Verherrlichung sowohl der Seele als des Stoffes, indem sie dabei die Vernichtung Gottes und die Vernichtung der christlichen Religion träumten, diese beiden Männer, welche alle verständigen Köpfe, alle auserkorenen Naturen Frankreichs in zwei Parteien und in zwei Bedürfnisse getheilt hatten.

So reihte sich um die Kufe Mesmers herum, aus dem das Wohlsein, das Leben vielleicht hervorging, das ganze Leben der Sinnlichkeit, der ganze elegante Materialismus dieser entarteten Nation. Während sich um das Buch der Irrthümer und der Wahrheit herum fromme,

mildthätige, liebende, nachdem sie Trugbilder gekostet, nach der Verwirklichung durstige Seelen vereinigten.

Wenn unter diesen bevorrechtigten Sphären die Begriffe von einander abwichen oder sich verwirrten; wenn das aus ihnen hervorgehende Aufsehen sich in Donner verwandelte, wie das Leuchten sich in Blitze verwandelt hatte, so wird man den Zustand geringer Entwickelung begreifen, in welchem die untergeordnete Gesellschaft blieb, das heißt die Bürgerschaft und das Volk, was man späterhin den dritten Stand nannte, der nur errieth, daß man sich mit ihm beschäftigte, und der in seiner Ungeduld und in seiner Ergebung vor Verlangen brannte, wie Prometheus das heilige Feuer zu stehlen, und damit eine Welt zu beseelen, welche die seinige sein, und in welcher er seine Angelegenheiten selbst besorgen würde.

Die Verschwörungen in dem Zustande von Unterhaltungen, die Verbündungen in dem Zustande von Gesellschaften, die gesellschaftlichen Partheien in dem Zustande von Quadrillen, das heißt der Bügerkrieg und die Anarchie, das ist es, was unter alle dem Denker erschien, der noch nicht das zweite Leben dieser Gesellschaft sah.

Ach! jetzt, wo die Schleier zerrissen worden sind, jetzt, wo die Völker des Prometheus zehn Mal durch das Feuer gestürzt sind, das sie selbst entwendet haben, sage man uns, was der Denker an dem Ende dieses seltsamen achtzehnten Jahrhunderts sehen konnte, wenn es nicht die Auflösung einer Welt, wenn es nicht etwas dem Aehnliches ist, was sich nach dem Tode Cäsars und nach der Thronbesteigung des Augustus zutrug.

Augustus war der Mann, welcher die heidnische Welt von der christlichen Welt trennte, wie Napoleon der Mann ist, welcher die feudalistische Welt von der demokratischen Welt trennt.

Vielleicht haben wir unsere Leser in eine Abschweifung geführt, die ihnen ein wenig lang erschienen sein wird; aber es wäre in Wahrheit schwierig gewesen diese Zeit zu schildern, ohne mit der Feder diese ernsten Fragen zu berühren, welche das Fleisch und das Leben derselben sind.

Jetzt haben wir uns die Mühe genommen: die Mühe eines Kindes, das mit seinem Nagel den Rost von einer antiken Statue abkrazt, um unter diesem Roste eine zu drei Vierteln verschwundene Inschrift zu lesen.

Kehren wir in den äußeren Schein zurück. Indem wir fortführen, uns mit der Wirklichkeit zu beschäftigen, würden wir darüber zu viel für den Romantiker, zu wenig für den Geschichtsschreiber sagen.

VIII.

Die Kufe.

Die Schilderung, welche wir in dem vorhergehenden Kapitel sowohl von der Zeit, in der man lebte, als von den Menschen, mit denen man sich in diesem Augenblicke beschäftigte, zu machen versucht haben, kann in den Augen unserer Leser den unerklärlichen Eifer der Pariser für das Schauspiel der öffentlich von Herrn Mesmer bewirkten Kuren rechtfertigen.

Der König Ludwig der XVI., der, wo nicht neugierig darnach, doch zum Mindesten die Neuheit würdigte, welche Aufsehen in seiner guten Stadt Paris machte, hatte daher auch der Königin, wie man sich erinnern wird, unter der Bedingung, daß die erlauchte Person von einer Prinzessin begleitet wäre, erlaubt, ein Mal gleichfalls Alles das zu sehen, was Jedermann gesehen hatte.

Das geschah zwei Tage nach dem Besuche, den der Herr Kardinal von Rohan der Frau de la Mothe abgestattet hatte.

Das Wetter war mild geworden; das Thauwetter war eingetreten. Ein Heer von Gassenkehrern fegte, glücklich und stolz dem Winter ein Ende zu machen, mit dem Eifer von Soldaten, die einen Laufgraben eröffnen, den letzten ganz schmutzigen und in den schwarzen Gossen schmelzenden Schnee in die Abzugskanäle.

Der blaue und klare Himmel bedeckte sich mit den ersten Sternen, als Frau de la Mothe, als elegante Frau gekleidet, welche allen äußern Schein des Reichthums bot, in einem Fiaker, den Frau Klotilde so neu als möglich ausgesucht hatte, ankam und auf dem Platze Vendôme einem Hause von großartigem Aussehen gegenüber hielt, dessen hohe Fenster auf der ganzen vordern Seite glänzend erleuchtet waren.

Dieses Haus war das des Doctor Mesmer.

Außer dem Fiaker der Frau de la Mothe hielt eine große Anzahl von Equipagen vor diesem Hause; endlich gingen außer diesen Equipagen und diesen Sänften zwei bis drei Hundert Neugierige in dem Kothe herum, und erwarteten den Ausgang geheilter oder den Eintritt zu heilender Kranken.

Diese, fast Alle reich und von Stande, kamen in ihren mit Wappen versehenen Wägen, ließen sich von ihren Bedienten herausheben und tragen, und diese in Pelze oder in Atlasmäntel gehüllten Ballen neuer Art waren kein geringer Trost für diese ausgehungerten und halbnack-

ten Unglücklichen, welche an der Thüre den klaren Beweis belauerten, daß Gott die Menschen gesund oder ungesund macht, ohne ihren Stammbaum zu berathen.

Wenn einer dieser Kranken mit bleichem Gesichte und entkräfteten Gliedern unter der hohen Thür verschwunden war, so entstand ein Gemurmel unter den Anwesenden, und es war sehr selten, daß diese neugierige und verständige Menge, welche diese ganze vergnügungssüchtige Aristokratie sich vor den Thüren der Ballsäle und unter den Hallen der Theater drängen sah, nicht entweder diesen oder jenen an einem Arme oder an einem Beine gelähmten Herzog, oder diesen oder jenen Feldmarschall erkannte, dessen Füße ihm den Dienst versagten, weniger durch die Beschwerden der militärischen Märsche verursacht, als durch die Erstarrung der bei den Damen der Oper und des italienischen Lustspieles gemachten Besuche.

Es versteht sich von selbst, daß diese Nachforschungen der Menge nicht bloß bei den Männern stehen blieben.

Auch diese Frau, welche man mit herabhängendem Kopfe und mattem Auge in den Armen ihrer Heiducken wie die römischen Damen hatte vorüberkommen sehen, welche ihre Thessalier nach dem Mahle trugen, diese Dame welche an Nervenschmerzen, oder durch Ausschweifungen und Nachtwachen verursachten Schwächen litt, und die von den in der Mode stehenden Komödianten oder jenen kräftigen Engeln nicht hatte geheilt werden können, von denen Madame Dugazon so wundervolle Erzählungen machen konnte, kam, von der Kufe Mesmers das zu verlangen, was sie anderswo vergebens gesucht hatte.

Und man glaube nicht, daß wir hier absichtlich die Herabwürdigung der Sitten übertreiben. Wir müssen es wohl gestehen, zu jener Zeit fand ein Wetteifer zwischen den Damen des Hofes und den Theaterprinzessinnen statt. Diese nahmen den Frauen der vornehmen Welt ihre Liebhaber und ihre Gatten, jene stahlen den Theaterprinzessinnen ihre Kameraden und ihre Vettern nach der Weise der Bretagne.

Einige dieser Damen waren ebenso gut bekannt als die Männer, und ihre Namen kreisten in der Menge auf eine eben so geräuschvolle Weise, aber viele, und ohne Zweifel waren sie es nicht, deren Namen den geringsten Skandal hervorgebracht hätte, viele entgingen an diesem Abende zum Mindesten dem Aufsehen und der Oeffentlichkeit, indem sie das Gesicht mit einer Atlasmaske bedeckt, zu Mesmer kamen.

Es kam daher, weil an diesem Tage, dem Tage von Mitfasten, ein Maskenball in der Oper stattfand, und weil diese Damen den Platz Vendôme nur zu verlassen gedachten, um unmittelbar nach dem Palais Royal zu gehen.

Durch diese Menge, welche sich in Klagen, in Spott, in Bewunderung und besonders in Murren ergoß, ging die Frau Gräfin de la Mothe gerade und fest, eine Maske vor dem Gesichte, und indem sie von ihrem Vorüberkommen keine andere Spur zurückließ, als die auf ihrem Wege wiederholten Worte:

— Ah! diese muß nicht sehr krank sein.

Aber man irre sich nicht, diese Worte entbanden sie nicht von Bemerkungen.

Denn, wenn Frau de la Mothe nicht krank war, was wollte sie bei Mesmer thun?

Wenn die Menge wie wir mit den Ereignissen bekannt gewesen wäre, die wir erzählt haben, so hätte sie nichts einfacher gefunden, als diese Wahrheit.

In der That, Frau de la Mothe hatte viel über ihre Unterhaltung mit dem Herrn Kardinal von Rohan und vor Allem über die ganz besondere Aufmerksamkeit nachgedacht, mit welcher der Kardinal diese bei ihr vergessene oder vielmehr verlorene Dose mit dem Portrait beehrt hatte.

Und da in dem Namen der Eigenthümerin dieser Dose mit dem Portrait die ganze Offenbarung der plötzlichen Artigkeit des Kardinals lag, so war Frau de la Mothe auf zwei Mittel gefallen, um diesen Namen zu erfahren.

Zuvörderst hatte sie zu dem einfachsten ihre Zuflucht genommen.

Sie war nach Versailles gegangen, um sich nach dem Wohlthätigkeitsbüreau der deutschen Damen zu erkundigen.

Dort hatte sie, wie man sich wohl denken wird, keine Auskünfte erlangt.

Die deutschen Damen, welche Versailles bewohnten, waren wegen der offenen Sympathie, welche die Königin für ihre Landsleute empfand, in großer Anzahl; man zählte deren Hundert und fünfzig bis zwei Hundert.

Nur waren sie Alle sehr mildthätig, aber keine hatt

den Einfall gehabt, das Wohlthätigkeitsbüreau mit einem Schilde zu versehen.

Johanna hatte daher vergebens Erkundigungen über die beiden Damen eingezogen, welche sie besucht hatten; sie hatte vergebens gesagt, daß die eine von ihnen sich Andrée nennte. Man kannte in Versailles keine deutsche Dame, welche diesen übrigens ziemlich wenig deutschen Namen führte.

Die Nachforschungen hatten also auf dieser Seite kein Resultat herbeigeführt.

Herrn von Rohan geradezu um den Namen zu fragen, den er vermuthete, hieß zuvörderst ihm blicken lassen, daß man Absichten auf ihn hätte, und dann sich das Vergnügen und das Verdienst einer wider den Willen von Jedermann und außer aller Möglichkeit gemachten Entdeckung rauben.

Da nun aber das Erstaunen und das Schweigen des Herrn von Rohan über den Besuch dieser Damen bei Johanna ein Geheimniß verrieth, so mußte man geheimnißvoller Weise dazu gelangen, die Lösung so vieler Räthsel erfahren.

Es lag außerdem in dem Charakter Johannas ein mächtiger Reiz zu einem Kampfe mit dem Unbekannten.

Sie hatte sagen hören, daß in Paris seit einiger Zeit ein Mann, ein erleuchteter, ein Wunderthäter, das Mittel gefunden hätte, aus dem menschlichen Körper die Krankheiten und die Schmerzen zu vertreiben, wie Christus ehedem die Teufel aus dem Leibe der Besessenen vertrieb.

Sie wußte, daß dieser Mann nicht allein die physischen Leiden heilte, sondern daß er auch der Seele das schmerzliche Geheimniß entriß, das sie verzehrte. Man hatte unter seiner allmächtigen Beschwörung sich den hartnäckigen Willen seiner Clienten beugen und sich in sclavischen Gehorsam verwandeln sehen.

So stellte sich in dem Schlummer, welcher den Schmerzen folgte, nachdem der gelehrte Arzt die am meisten gereizte Organisation besänftigt hatte, indem er sie in ein gänzliches Vergessen versenkte, die über die Ruhe, welche sie dem Zauberer verdankte, entzückte Seele zur gänzlichen Verfügung dieses neuen Herrn. Er leitete von nun an alle ihre Verrichtungen; er leitete von nun an alle ihre Fäden; jeder Gedanke dieser dankbaren Seele erschien ihm daher auch durch eine Sprache wiedergegeben, welche vor der menschlichen Sprache den Vortheil oder den Nachtheil hatte, niemals zu lügen.

Ja noch mehr, denn auf den Befehl dessen, der sie für den Augenblick beherrschte, verließ sie den Körper, der ihr zum Gefängnisse diente, durcheilte diese Seele die Welt, vereinigte sich mit andern Seelen, erforschte sie ohne Rast, untersuchte sie ohne Erbarmen, und machte ihre Sache so gut, daß sie, wie der Jagdhund, der das Wild das Gebüsch verlassen läßt, in welchem es sich versteckt, indem es sich in ihm in Sicherheit glaubt, am Ende dieses Geheimniß aus dem Herzen lockte, in welchem es begraben war, es verfolgte, es einholte und es am Ende zu den Füßen des Herrn brachte. Ziemlich getreues Bild des Falken oder des gut abgerichteten Sperbers, der un-

ter den Wolken für Rechnung des Falkners, seines Herrn, den Reiher, das Rebhuhn oder die seiner grausamen Knechtschaft bezeichnete Lerche aufsucht.

Daher rührte die Offenbarung einer Menge wunderbarer Geheimnisse.

Frau von Duras hatte auf diese Weise ein bei der Amme gestohlenes Kind wiedergefunden; Frau von Chantoné einen faustgroßen englischen Hund, für den sie alle Kinder der Erde hingegeben hätte, und Herr von Vaudreuil eine Haarlocke, für welche er die Hälfte seines Vermögens gegeben hätte.

Diese Geständnisse waren von Hellsehenden beider Geschlechter in Folge der magnetischen Operationen des Doctor Mesmer gemacht worden.

Man konnte daher auch in dem Hause des berühmten Doctors die Geheimnisse wählen, die am meisten geeignet waren, diese übernatürliche Errathungsgabe zu üben, und Frau de la Mothe rechnete sicher darauf, indem sie einer Sitzung beiwohnte, diesen Phönix ihrer neugierigen Nachforschungen anzutreffen und durch dieses Mittel die Eigenthümerin der Dose zu entdecken, welche für den Augenblick den Gegenstand ihrer eifrigsten Bestrebungen ausmachte.

Deshalb begab sie sich in so großer Eile in den Saal, in welchem die Kranken sich versammelten.

Dieser Saal verlangt, wir bitten unsere Leser deshalb um Verzeihung, eine ganz besondere Beschreibung.

Wir wollen ohne Zögern darauf eingehen.

Die Wohnung theilte sich in zwei Hauptsäle.

Wenn man durch die Vorzimmer gegangen und die nothwendigen Einlaßkarten den diensthabenden Aufwärtern vorgezeigt hatte, so ward man in einem geräumigen Salon zugelassen, dessen hermetisch verschlossene Fenster das Tageslicht und die Luft am Tage, das Geräusch und die Luft während der Nacht einzudringen verhinderten.

In Mitte des Salons, unter einem Kronleuchter, dessen Kerzen nur einen gedämpften und fast sterbenden Schein verbreiteten, bemerkte man eine große, mit einem Deckel verschlossene Kufe.

Diese Kufe hatte nichts Elegantes in der Form. Sie war nicht verziert; kein Behang verbarg die Nacktheit ihrer Seiten von Metall.

Diese Wanne war es, welche man die Kufe Mesmers nannte.

Welche Heilkraft enthielt diese Kufe? Nichts ist einfacher zu erklären.

Sie war fast gänzlich mit Wasser gefüllt, das mit schwefelhaltigen Stoffen geschwängert war, welches Wasser seine Ausdünstungen unter dem Deckel sammelte, um damit die auf dem Boden der Kufe in umgekehrten Stellungen methodisch geordneten Flaschen zu sättigen.

Es fand auf diese Weise ein Kreuzen geheimnißvoller Strömungen statt, deren Einflusse die Kranken ihre Genesung verdankten.

An den Deckel war ein eiserner Ring gelöthet, der eine lange Schnur hielt, deren Bestimmung wir kennen lernen werden, indem wir einen Blick auf die Kranken werfen.

Diese, welche wir so eben in das Hotel haben eintreten sehen, saßen bleich und kraftlos auf um die Kufe herumgestellten Sesseln.

Männer und Frauen unter einander gemischt, erwarteten gleichgültig, ernst oder besorgt das Resultat der Probe.

Ein Diener, welcher das Ende dieser langen, an dem Deckel der Kufe befestigten Schnur ergriff, rollte sie in Ringen um die kranken Glieder, so daß Alle, durch dieselbe Kette vereinigt, zu gleicher Zeit die Wirkungen der in der Kufe enthaltenen Electricität empfanden.

Dann, um die Wirkung des thierischen übertragenen und für jede Natur eingerichteten Fluidums in keiner Weise zu unterbrechen, waren die Kranken auf die Anempfehlung des Doctors besorgt, sich einander entweder mit dem Ellbogen oder mit der Schulter, oder mit den Füßen zu berühren, so daß die rettende Kufe gleichzeitig allen Körpern ihre Wärme und ihre mächtige Wiederherstellung sandte.

Zuverlässig war diese medicinische Ceremonie ein sehenswerthes Schauspiel, und man wird sich nicht darüber verwundern, daß es die Pariser Neugierde in einem so hohen Grade erregte.

Zwanzig bis dreißig Kranke saßen um diese Kufe herum; ein wie die Anwesenden stummer Diener umschlang sie mit einer Schnur wie Laokoon und seine Söhne mit den Ringen ihrer Schlangen, dann zog sich dieser Mann selbst verstohlenen Schrittes zurück, nachdem er den Kranken eiserne Stäbe angedeutet hatte, welche in gewisse Löcher der Kufe eingefügt, der heilsamen Wirkung des

Mesmerschen Fluidums zu weit unmittelbareren örtlicheren Leitern dienen sollten.

Und zuvörderst, sobald die Sitzung eröffnet war, begann eine angenehme und durchdringende Wärme sich in dem Saale zu verbreiten; sie erschlaffte die ein wenig gespannten Fibern der Kranken; sie stieg stufenweise von dem Fußboden zu der Decke, und erfüllte sich bald mit zarten Wohlgerüchen, unter deren Dunst sich die widerspenstigen Köpfe schläfrig neigten.

Nun sah man die Kranken sich dem ganz wollüstigen Eindrucke der Atmosphäre hingeben, als plötzlich eine liebliche und ergreifende, von unsichtbaren Instrumenten und Musikern ausgeführte Musik sich wie eine milde Flamme in Mitte dieser Wohlgerüche und dieser Wärme verlor.

Rein wie der Krystall, an dessen Rande sie entstand, traf diese Musik die Nerven mit unwiderstehlicher Gewalt. Man hätte sie für eines jener geheimnißvollen und unbekannten Geräusche der Natur halten können, welche selbst die Thiere in Erstaunen versetzen und entzücken; eine Klage des Windes in den klangvollen Windungen der Felsen.

Bald darauf vereinigten sich mit den Klängen der Harmonica liebliche, wie eine Masse von Blumen aufgehäufte Stimmen, deren wie Laub ausgestreute Töne auf die Häupter der Anwesenden fielen.

Auf allen Gesichtern, welche zuerst die Ueberraschung beseelt hatte, schilderte sich allmählich die an allen ihren empfindsamen Orten geschmeichelte materielle Zufriedenheit. Die Seele gab nach; sie verließ die Zufluchtsstätte, in de

sie sich verbirgt, wenn die Leiden des Körpers sie belagern, und indem sie sich frei und fröhlich in der ganzen Organisation verbreitete, bändigte sie den Stoff und gestaltete sich um.

Das war der Moment, in welchem jeder der Kranken einen eisernen, an dem Deckel der Kufe befestigten Stab in seine Finger genommen hatte, und diesen Stab auf seine Brust, auf sein Herz oder auf seinen Kopf, den specielleren Sitz der Krankheit leitete.

Man stelle sich nun die Glückseligkeit vor, welche auf allen Gesichtern an die Stelle des Leidens und der Bangigkeit trat; man stelle sich die selbstsüchtige Schläfrigkeit dieser Zufriedenheit, das mit Seufzern unterbrochene Schweigen vor, in welche diese ganze Versammlung versunken war und die auf ihr lasteten, und man wird einen möglichst genauen Begriff von dem Auftritte haben, den wir nach zwei Drittheilen eines Jahrhunderts von dem Tage an, an welchem er stattfand, flüchtig geschildert haben.

Jetzt einige umständlichere Worte über die Betheiligten.

Und zuvörderst theilten sich die Betheiligten in zwei Klassen.

Die einen krank, wenig bekümmert um das, was man den menschlichen Respect nennt, eine von den Leuten des Mittelstandes sehr verehrte, aber von den sehr hohen oder den sehr geringen immer überschrittene Schranke, die einen, sagen wir, die wahrhaft Betheiligten, waren nur in

diesen Salon gekommen, um geheilt zu werden, und sie suchten von ganzem Herzen diesen Zweck zu erreichen.

Die Andern, Zweifler oder bloße Neugierige, die an keiner Krankheit litten, hatten das Haus Mesmers betreten, wie man ein Schauspielhaus betritt, sei es nun, daß sie sich Rechenschaft über den Eindruck hätten ablegen wollen, welchen man empfindet, wenn man die bezaubernde Kufe umgibt, oder daß sie nur als einfache Zuschauer dieses neue physische System hätten studiren wollen und sich nur damit beschäftigten, die Kranken und selbst die anzublicken, welche die Kur theilten, indem sie sich wohlbefanden.

Unter den ersteren, schwärmerischen, vielleicht durch die Dankbarkeit der Lehre Mesmers zugethane Anhänger, unterschied man eine junge Frau von schöner Gestalt, von schönem Gesichte, von einer ein wenig überspannten Miene, welche, der Wirkung des Fluidums gehorsam, und indem sie sich selbst mit dem eisernen Stabe die stärksten Gaben auf den Kopf und auf die Magenhöhle ertheilte, ihre schönen Augen zu rollen begann, als ob Alles in ihr schmachtete, während die Hände unter diesem ersten nervösen Kitzel schauderten, welcher das Eindringen des magnetischen Fluidums andeutet.

Als ihr Kopf sich auf die Lehne des Sessels zurückwarf, konnten die Anwesenden nach Gefallen diese bleiche Stirn, diese krampfhaften Lippen und diesen schönen, allmählich durch das weit raschere Zu- und Zurückströmen des Blutes gefärbten Hals betrachten.

Nun theilten sich unter den Anwesenden, von denen

viele voll Erstaunen die Augen auf dieses junge Mädchen geheftet hatten, zwei oder drei Köpfe, indem sie sich zu einander neigten, einen ohne Zweifel seltsamen Gedanken mit, der die gegenseitige Aufmerksamkeit dieser Neugierigen steigerte.

Unter der Zahl dieser Neugierigen befand sich Frau de la Mothe, welche, ohne Furcht erkannt zu werden, oder indem sie sich wenig darum bekümmerte es zu werden, die Atlasmaske in der Hand hielt, die sie vor ihr Gesicht gelegt hatte, um durch die Menge zu gehen.

Uebrigens entging sie durch die Art und Weise, mit der sie sich gestellt hatte, so ziemlich allen Blicken.

Sie stand neben der Thüre an einen Pfeiler gelehnt und durch einen Vorhang verschleiert, und von dort aus sah sie Alles, ohne gesehen zu werden.

Aber unter alle dem, was sie sah, erschien ihr ohne Zweifel das Gesicht dieser jungen, durch das Mesmerische Fluidum electrisirten Frau am meisten der Aufmerksamkeit würdig.

In der That, dieses Gesicht hatte sie dermaßen überrascht, daß sie seit mehreren Minuten durch eine unwiderstehliche Begierde zu sehen und zu erfahren auf ihren Platz gebannt blieb.

— O! murmelte sie, ohne die Augen von der schönen Kranken abzuwenden, das ist, ich kann nicht daran zweifeln, die Dame des Wohlthätigkeitsvereines, die neulich Abend zu mir gekommen, und welche die seltsame Ursache des ganzen Interesses ist, das mir Herr von Rohan gezeigt hat.

Und fest überzeugt, daß sie sich nicht irre, begierig nach dem Zufalle, der für sie das that, was ihre Nachforschungen nicht zu thun vermocht hatten, näherte sie sich.

Aber in diesem Augenblicke schloß die junge Verzückte ihre Augen, zog krampfhaft den Mund zusammen, und schlug schwach die Luft mit ihren beiden Händen.

Mit ihren beiden Händen, welche, wir müssen es wohl sagen, nicht ganz diese feinen und zarten Hände waren, diese wie Wachs weißen Hände, welche Frau de la Mothe einige Tage zuvor in ihrer Wohnung bewundert hatte.

Die Ansteckung der Krisis war electrisch bei den meisten der Kranken, der Kopf hatte sich mit Geräusch und Wohlgerüchen gesättigt. Jede nervöse Aufregung war in Anspruch genommen. Durch das Beispiel ihrer jungen Gefährtin fortgerissen, begannen bald Männer und Frauen Seufzer, Gemurmel, Schreie auszustoßen, und indem sie die Arme, die Beine und die Köpfe bewegten, traten sie offen und unwiderstehlich in diese Anfälle ein, denen der Meister den Namen Krisis gegeben hatte.

In diesem Augenblicke erschien ein Mann in dem Saale, ohne daß irgend Jemand ihn hatte eintreten sehen, ohne daß irgend Jemand hätte sagen können, wie er eingetreten war.

Kam er wie Phöbus aus der Kufe? War er ein Apollo der Gewässer, der wohlriechende und harmonische Dunst des Saales, der sich verdichtete? So viel ist gewiß, daß er sich plötzlich anwesend befand, und daß sein angenehmes und frisches lilafarbiges Gewand, sein schö-

nes, bleiches, verständiges und heiteres Gesicht dem ein wenig göttlichen Charakter dieser Erscheinung nicht widersprach.

Er hielt einen langen, auf die merkwürdige Kufe gestützten, oder vielmehr so zu sagen, darin getauchten Stab in der Hand.

Er gab ein Zeichen; die Thüren öffneten sich, zwanzig kräftige Diener erschienen, und indem sie mit einer schnellen Gewandtheit jeden der Kranken ergriffen, welche auf ihren Sesseln das Gleichgewicht zu verlieren anfingen, trugen sie dieselben in weniger als einer Minute in den benachbarten Saal.

In dem Augenblicke, wo dieses Werk vollzogen wurde, das besonders durch den heftigen Paroxismus der Glückseligkeit interessant geworden war, dem sich die junge Entzückte hingab, hörte Frau de la Mothe, welche sich mit den Neugierigen bis zu diesem neuen für die Kranken bestimmten Saale genähert hatte, einen Mann ausrufen:

—Aber das ist sie, das ist sie wirklich!

Frau de la Mothe stand im Begriffe, diesen Mann zu fragen:

—Wie meinen Sie?

Als plötzlich zwei auf einander gestützte Damen, denen in einer gewissen Entfernung ein Mann folgte, der ganz das Aeußere eines vertrauten Dieners hatte, obwohl er durch einen bürgerlichen Anzug unkenntlich war, in den Hintergrund des ersten Saales traten.

Die Haltung dieser beiden Frauen, besonders die

der einen überraschte die Gräfin so sehr, daß sie einen Schritt auf sie zu that.

In diesem Augenblicke riß ein lauter, aus dem Saale gekommener, und den Lippen der Verzückten entschlüpfter Schrei Jedermann nach ihrer Seite fort.

Sogleich rief der Mann, der bereits gesagt hat: „Das ist sie!" und der sich neben Frau de la Mothe befand, mit dumpfer und geheimnißvoller Stimme aus:

— Aber, meine Herren, sehen Sie doch, es ist die Königin.

Bei diesen Worten erbebte Johanna.

— Die Königin! riefen zu gleicher Zeit mehre erschreckte und überraschte Stimmen aus.

— Die Königin bei Mesmer!

— Die Königin in einer Krisis! wiederholten andere Stimmen.

— O! sagte der eine, das ist unmöglich.

— Sehen Sie, antwortete der Unbekannte ruhig, kennen Sie die Königin, ja oder nein?

— In der That, murmelten die meisten der Anwesenden, die Aehnlichkeit ist unglaublich.

Frau de la Mothe hatte eine Maske wie alle die Frauen, welche von Mesmer sich nach dem Opernballe begeben wollten. Sie konnte daher ohne Gefahr fragen.

— Mein Herr, fragte sie den Mann, der die Ausrufe gethan, der von großem Umfange, von vollem und rothem Gesichte mit funkelnden und außerordentlich beobachtenden Augen war, sagten Sie nicht, daß die Königin hier sei?

—O! Madame, es ist nicht daran zu zweifeln, antwortete dieser.

—Und wo das?

—Ei diese junge Frau, welche Sie dort auf violetten Kissen in einer so heftigen Krisis sehen, daß sie ihre Zuckungen nicht zu mäßigen vermag, ist die Königin.

—Aber worauf gründen Sie Ihre Meinung, mein Herr, daß diese Frau die Königin ist?

—Ei, ganz einfach darauf, Madame, daß diese Frau die Königin ist, erwiderte die anklagende Person unerschütterlicher Weise.

Und er verließ die, welche ihn angeredet hatte, um die Neuigkeit in den Gruppen zu bestätigen und zu verbreiten.

Johanna wandte sich von dem fast empörendem Schauspiele ab, das die Epileptische bot. Aber kaum hatte sie einige Schritte nach der Thüre zu gethan, als sie sich den beiden Damen gegenüber befand, welche einstweilen, bis sie zu den Verzückten gingen, nicht ohne lebhaftes Interesse die Kufe, die eisernen Stäbe und den Deckel betrachteten.

Kaum hatte Johanna das Gesicht der älteren der beiden Damen gesehen, als sie gleichfalls einen Ausruf ausstieß.

—Was gibt es? fragte diese.

Johanna riß hastig ihre Maske ab.

—Erkennen Sie mich? sagte sie.

Die Dame machte eine Bewegung und unterdrückte sie fast sogleich wieder.

—Nein, Madame, äußerte sie mit einer gewissen Verwirrung.

—Wohlan, ich erkenne Sie, und ich will Ihnen einen Beweis davon geben.

Bei dieser Anrede drückten sich die beiden Damen mit Erschrecken an einander an.

Johanna zog die Dose mit dem Portrait aus ihrer Tasche.

—Sie haben das bei mir vergessen, sagte sie.

—Aber wenn das auch der Fall wäre, Madame, fragte die ältere, warum so viel Aufregung?

—Ich bin durch die Gefahr aufgeregt, welche Eure Majestät hier läuft.

—Erklären Sie Sich.

—O! nicht eher, als bis Sie diese Maske vorgelegt haben, gnädige Frau.

Und sie reichte der Königin ihre Maske, welche zögerte, indem sie sich hinlänglich unter ihrem Kopfputze versteckt glaubte.

—Ich bitte Sie inständigst, keinen Augenblick zu verlieren, fuhr Johanna fort.

—Thun Sie es, thun Sie es, gnädige Frau; sagte leise die zweite Frau zu der Königin.

Die Königin legte maschinenmäßig die Maske vor ihr Gesicht.

—Und jetzt, kommen Sie, kommen Sie, sagte Johanna.

Und sie zog die beiden Frauen so hastig fort, daß

sie erst an der Hausthüre stehen blieben, wo sie sich nach Verlauf einiger Sekunden befanden.

— Aber am Ende, sagte die Königin, indem sie Athem schöpfte.

— Eure Majestät ist von Niemand gesehen worden?

— Ich glaube nicht.

— Um so besser.

— Aber werden Sie mir am Ende erklären . . .

— Möge Eure Majestät für den Augenblick ihrer getreuen Dienerin glauben, wenn diese ihr sagt, daß sie die größte Gefahr läuft.

— Aber worin besteht diese Gefahr?

— Ich werde die Ehre haben, Eurer Majestät alles zu sagen, wenn sie geruht, mir eine Stunde der Audienz zu bewilligen. Aber die Sache ist lang; Eure Majestät kann erkannt, bemerkt werden.

Und da sie sah, daß die Königin einige Ungeduld zeigte, sagte sie zu der Prinzessin von Lamballe:

— O! Madame, ich bitte sie inständigst, sich mit mir zu vereinigen, um von ihrer Majestät zu erlangen, daß sie sich entfernt und daß sie sich augenblicklich entfernt.

Die Prinzessin machte eine bittende Geberde.

— So lassen Sie uns gehen, sagte die Königin, da Sie es wollen.

Nachdem sie sich hierauf zu Frau de la Mothe umwandte, sagte sie:

— Sie haben eine Audienz von mir verlangt?

—Ich bewerbe mich um die Ehre, Eurer Majestät die Erklärung meines Benehmens zu geben.

—Wohlan! bringen Sie mir diese Dose zurück und fragen Sie nach dem Pförtner Laurent, er wird benachrichtigt sein.

Und indem sie sich nach der Straße umwandte, rief sie auf deutsch aus:

—Hierher, Weber!

Eine Kutsche näherte sich rasch, und die beiden Fürstinnen stiegen eilig in dieselbe.

Frau de la Mothe blieb unter der Thüre, bis daß sie dieselben aus dem Gesicht verloren hatte.

—O! sagte sie leise, ich habe gut gethan das zu thun, was ich gethan habe, aber für die Folge ... überlegen wir.

IX.

Mademoiselle Oliva.

Während dieser Zeit klopfte der Mann, welcher den Blicken der Anwesenden die vermeintliche Königin angedeutet hatte, auf die Schulter eines der Zuschauer mit begierigem Blicke und abgeschabtem Rocke.

—Für Sie, der Sie ein Zeitungsschreiber sind, sagte er, ist das ein schöner Gegenstand zu einem Artikel!

—Wie das? antwortete der Zeitungsschreiber.

—Wollen Sie den Titel davon?

—Sehr gern.

—Hier ist er: „Von der Gefahr, die darin liegt, als Unterthan eines Landes geboren zu sein, dessen König von der Königin regiert wird, welche die Krisen liebt."

Der Zeitungsschreiber begann zu lachen.

—Und die Bastille? sagte er.

—Sehen Sie doch! gibt es etwa keine Anagramme, mit deren Hilfe man alle königlichen Censoren vermeidet? Ich frage Sie ein wenig, ob jemals ein Censor Ihnen untersagen wird die Geschichte des Fürsten Silou und der Fürstin Etteniotna, der Herrscherin von Narfec zu erzählen? he? was sagen Sie dazu?

—O! ja, rief der Zeitungschreiber angefeuert aus.

—Und ich bitte Sie zu glauben, daß ein Kapitel unter dem Titel: Die Krisen der Fürstin Etteniotna bei dem Fakir Remsem ein schönes Glück in den Salons machen wird.

—Ich glaube es wie Sie.

—So gehen Sie denn, und setzen Sie das mit Ihrer schärfsten Feder auf.

Der Zeitungsschreiber drückte die Hand des Unbekannten.

—Soll ich Ihnen einige Nummern davon senden? sagte er; ich werde es mit großem Vergnügen thun, wenn es Ihnen gefällig ist mir Ihren Namen zu sagen.

—Gewiß, ja! Der Einfall entzückt mich, und von Ihnen ausgeführt wird er um Hundert Prozent gewinnen. Wie viel Exemplare drucken Sie gewöhnlich von Ihren kleinen Schmähschriften?

—Zwei Tausend.

—So erzeigen Sie mir denn einen Dienst?

—Sehr gern.

—Nehmen Sie diese fünfzig Louisd'or und lassen Sie sechs Tausend drucken.

—Wie! mein Herr, o! Sie machen mich überglücklich . . . Lassen Sie mich zum Mindesten den Namen eines so großmüthigen Beschützers der Wissenschaften wissen.

—Ich werde Ihnen denselben sagen, indem ich bei Ihnen ein Tausend Exemplare zu zwei Livres das Stück abholen lassen werde, in acht Tagen, nicht wahr?

—Ich werde Tag und Nacht daran arbeiten, mein Herr.

—Und daß es spaßhaft ist!

—Um ganz Paris mit Ausnahme einer Person lachen zu lassen, bis die Augen übergehen.

—Die blutige Thränen weinen wird, nicht wahr?

—O! mein Herr, welchen Verstand Sie haben!

—Sie sind sehr gütig. Apropos, datiren Sie das Werk von London.

—Wie immer.

—Mein Herr, ich bin Ihr gehorsamer Diener.

Und der dicke Unbekannte verabschiedete den gallsüchtigen Zeitungsschreiber, der seine fünfzig Louisd'or in der Tasche leicht wie ein Unglücksvogel entfloh.

Nachdem er allein, oder vielmehr ohne Gesellschafter sich befand, betrachtete der Unbekannte in dem Saale der Krisen noch die junge Frau, deren Entzücken einer gänzlichen Hinfälligkeit Platz gemacht hatte, und deren ein wenig unbescheidene Röcke eine für den Dienst der in den Krisen befindlichen Damen angestellte Kammerfrau züchtiger Weise herabschlug.

Er bemerkte in dieser zarten Schönheit jene feinen

und wollüstigen Züge, die edle Grazie dieses nachlässigen Schlafes. Indem er hierauf wieder umkehrte, sagte er:

— Wahrlich, die Aehnlichkeit ist entsetzlich. Gott, der sie gemacht hat, hatte seine Absichten; er hat im voraus jene verbannt, welcher diese gleicht.

In dem Augenblicke, wo er diesen drohenden Gedanken in Worten ausgedrückt hatte, erhob sich die junge Frau langsam von den Kissen, und indem sie sich mit dem Arme eines bereits aus dem Entzücken erwachten Nachbars half, beschäftigte sie sich damit, wieder ein wenig Ordnung in ihre sehr verwirrte Toilette zu bringen.

Sie erröthete ein wenig, die Aufmerksamkeit zu sehen, welche die Anwesenden ihr schenkten, antwortete mit koketter Höflichkeit auf die ernsten und zugleich freundlichen Fragen Mesmers, und indem sie hierauf ihre runden Arme und ihre hübschen Beine wie eine aus dem Schlafe erwachende Katze streckte, ging sie durch die drei Salons, indem sie, ohne einen einzigen davon zu verlieren, die entweder spöttischen, oder lüsternen, oder bestürzten Blicke erntete, welche ihr die Anwesenden zusandten.

Was sie aber in dem Grade überraschte, um sie lächeln zu lassen, das war, daß sie im Vorüberkommen vor einer, in einer Ecke des Salons zischelnden Gruppe statt muthwilligen Liebäugelns und galanter Aeußerungen eine Salve ehrerbietiger Verbeugungen aushielt, die kein französischer Hofmann gezierter und strenger hätte finden können, um die Königin zu begrüßen.

Und diese erstaunte und ehrerbietige Gruppe war wirklich in der Eile von diesem unermüdlichen Unbe=

kannten gebildet worden, der hinter ihr versteckt leise zu ihr sagte:

— Gleichviel, meine Herrn, gleichviel, es ist nichts desto weniger die Königin von Frankreich; verneigen wir uns, verneigen wir uns tief.

Die geringe Person, der Gegenstand so vieler Ehrerbietung, überschritt mit einer Art von Besorgniß den letzten Vorplatz und gelangte in den Hof.

Dort suchten ihre ermüdeten Augen einen Fiaker oder eine Sänfte; sie fand weder das Eine noch das Andere, nur näherte sich ihr nach ohngefähr einer Minute der Unentschlossenheit, als sie bereits ihren kleinen Fuß auf das Pflaster setzte, ein großer Livréebediente.

— Der Wagen von Madame! sagte er.

— Aber, erwiderte die junge Frau, ich habe keinen Wagen.

— Madame ist in einem Fiaker gekommen?

— Ja.

— Aus der Straße Dauphine?

— Ja.

— Ich werde Madame nach Haus zurückfahren.

— Es sei, fahren Sie mich nach Haus, sagte die kleine Person mit sehr ungezwungener Miene, ohne länger als einen Augenblick die Art von Besorgniß behalten zu haben, welche das Unvorhergesehene dieses Antrages jeder andern Frau verursacht hätte.

Der Livréebediente gab einen Wink, auf welchem sogleich eine Kutsche von gutem Aussehen antwortete, welche die Dame unter der Vorhalle aufnahm.

Der Livréebediente schlug den Fußtritt wieder auf und rief dem Kutscher zu: — Straße Dauphine.

Die Pferde sprengten rasch davon; auf dem Pont-Neuf angelangt, bedauerte die kleine Dame, der diese Art zu gehen, wie la Fontaine sagt, sehr gefiel, nicht im Jardin des Plantes zu wohnen.

Der Wagen hielt. Der Fußtritt wird herabgeschlagen; schon streckte der wohlgezogene Livréebediente die Hand aus, um von der Dame den Hauptschlüssel zu empfangen, mit dessen Hilfe die Bewohner von dreißig Tausend Häusern von Paris, die keine Hotels waren und weder Pförtner noch Schweizer hatten, in ihre Wohnung zurückkehrten. Dieser Livréebediente machte also die Thür auf, um die Finger der kleinen Dame zu schonen; dann in dem Augenblicke, wo diese in die dunkle Hausflur trat, verneigte er sich vor ihr, und verschloß die Thür wieder.

Die Kutsche begab sich wieder auf den Weg und verschwand.

—Wahrlich, rief die junge Frau aus, das ist ein angenehmes Abenteuer. Das ist sehr artig von Herrn Mesmer. O! was ich ermüdet bin, er wird das vorhergesehen haben. Er ist ein sehr großer Arzt.

Indem sie diese Worte sagte, war sie im zweiten Stock des Hauses auf einen Vorplatz gelangt, auf dem sich zwei Thüren befanden.

Sobald sie angeklopft hatte, machte eine Alte ihr auf.

—O! guten Abend, Mutter; ist das Abendessen bereit?

—Ja, und es wird sogar wieder kalt.

—Ist er da?

—Nein, noch nicht; aber der Herr ist da.

—Welcher Herr?

—Der, mit dem Sie heute Abend zu sprechen haben.

Dieses Gespräch fand in einer Art von kleinem Vorzimmer mit Glasthüren statt, welches den Vorplatz von einem großen, auf die Straße gehendem Zimmer trennte.

Durch die Scheiben sah man deutlich die Lampe, welche dieses Zimmer erleuchtete, dessen Anblick, wo nicht befriedigend, doch zum Mindesten erträglich war.

Alte Vorhänge von gelber Seide, welche die Zeit gestreift und stellenweise gebleicht hatte, einige Stühle von grünen Utrechter Sammet mit Seitenlehnen, ein großer Wäschschrank mit zwölf Schubladen von eingelegter Arbeit, ein altes gelbes Sopha, das waren die Herrlichkeiten des Zimmers.

Eine Standuhr mit zwei blauen, sichtlich gesprungenen Japanischen Vasen schmückten das Kamin.

Die junge Frau machte hastig die Glasthüre auf und ging bis nach dem Sopha, auf welchem sie sehr ruhig einen mehr dicken als mageren Mann von gutem Aussehen sitzen sah, der mit einer sehr schönen weißen Hand mit einem sehr reichen Busenstreif von Spitzen spielte. Sie erkannte diesen Mann nicht, aber unsere Leser werden ihn wohl erkennen; es war der, welcher die Neugierigen auf dem Wege der vermeintlichen Königin aufgehetzt hatte, der Mann, der die fünfzig Louisd'or für die Schmähschrift gegeben hatte.

Die junge Frau hatte nicht Zeit die Unterhaltung anzufangen.

Diese seltsame Person machte eine Art von Gruß, halb Bewegung, halb Verbeugung, und indem er auf seine Wirthin einen glänzenden Blick voll Wohlwollen heftete, sagte er:

—Ich weiß, was Sie mich fragen werden; aber ich werde Ihnen besser antworten, indem ich Sie selbst befrage. Sie sind Mademoiselle Oliva?

—Ja, mein Herr.

—Ein liebenswürdiges, sehr nervöses und sehr für das System des Herrn Mesmer eingenommenes Frauenzimmer.

—Ich komme so eben von ihm.

—Sehr wohl! das erklärt Ihnen nicht, nachdem was mir Ihre schönen Augen sagen, warum Sie mich auf Ihren Sopha finden, und das ist es, was Sie ganz besonders zu erfahren wünschen.

—Sie haben richtig gerathen, mein Herr.

—Wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen sich zu setzen; wenn Sie stehen blieben, so wäre ich gezwungen gleichfalls aufzustehen; dann würden wir uns nicht bequemer unterhalten.

—Sie können sich schmeicheln sehr außergewöhnliche Manieren zu haben, erwiderte das junge Frauenzimmer, das wir von nun Mademoiselle Oliva nennen werden, da sie auf diesen Namen zu antworten geruhte.

Mademoiselle, ich habe Sie vorhin bei Herrn Mesmer gesehen, ich habe Sie so gefunden, wie ich Sie wünschte.

—Mein Herr!

—O! beunruhigen Sie Sich nicht, Mademoiselle, ich sage Ihnen nicht, daß ich Sie liebenswürdig gefunden habe; nein, das würde Ihnen eine Liebeserklärung scheinen, und das ist meine Absicht nicht. Weichen Sie nicht zurück, ich bitte Sie, Sie werden mich zwingen wie ein Tauber zu schreien.

—Was wollen Sie dann? äußerte Oliva treuherziger Weise.

—Ich weiß, fuhr der Unbekannte fort, daß Sie gewöhnt sind sich sagen zu hören, daß Sie schön sind; ich, der ich es außerdem denke, ich habe Ihnen etwas Anderes anzubieten.

—Mein Herr, Sie sprechen mir wahrlich in einem Tone . . .

—Werden Sie doch nicht scheu, bevor Sie mich gehört haben . . . Ist hier etwa irgend Jemand versteckt?

—Es ist Niemand versteckt, mein Herr, aber am Ende . . .

—Dann, wenn Niemand versteckt ist, so wollen wir uns keinen Zwang anthun zu sprechen . . . was würden Sie zu einer kleinen Verbindung unter uns sagen?

—Eine Verbindung . . . Sie sehen wohl . . .

—Da verwechseln Sie nochmals. Ich sage Ihnen nicht Bekanntschaft, ich sage Ihnen Verbindung. Ich spreche Ihnen nicht von Liebe, ich spreche Ihnen von Geschäften.

—Welche Art von Geschäften? fragte Oliva, deren Neugierde sich durch ein wahres Erstaunen verrieth.

—Was thun Sie den ganzen Tag über?

—Aber . . .

—Fürchten Sie nichts; ich bin nicht hier um Sie zu tadeln; sagen Sie mir was Ihnen gefällig ist.

—Ich thue nichts, oder zum Mindesten so wenig als möglich.

—Sie sind faul.

—O!

—Sehr wohl.

—Ah! Sie sagen sehr wohl.

—Ohne Zweifel. Was kümmert mich das, wenn Sie faul sind? Gehen Sie gern spazieren?

—Sehr gern.

—Gehen Sie gern in's Theater, auf Bälle?

—Sehr gern.

—Sie leben gern gut?

—Vor Allem.

—Wenn ich Ihnen monatlich fünf und zwanzig Louisd'or gäbe, würden Sie mir es ausschlagen?

—Mein Herr!

—Meine liebe Mademoiselle Oliva, da fangen Sie wieder an zu zweifeln. Es war indessen verabredet, daß Sie nicht scheu werden sollten. Ich habe fünf und zwanzig Louisd'or gesagt, wie ich fünfzig gesagt haben würde.

—Fünfzig wären mir lieber als fünf und zwanzig, was mir aber noch lieber ist als fünfzig, das ist das Recht meinen Geliebten zu wählen.

—Gottes Tod! ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich Ihr Geliebter nicht sein will.

—Dann, gleichfalls Gottes Tod, was wollen Sie, daß ich thun soll, um Ihre fünfzig Louisd'or zu verdienen?

—Haben wir gesagt fünfzig?

—Ja.

—Es sei, fünfzig. Sie werden mich in Ihrer Wohnung empfangen, Sie werden mir ein so freundliches Gesicht als möglich machen, Sie werden mir den Arm geben, wenn ich es wünschen sollte, Sie werden mich da erwarten, wo ich Ihnen sagen werde mich zu erwarten.

—Aber ich habe einen Geliebten, mein Herr.

—Nun denn! weiter?

—Wie, weiter?

—Ja . . . jagen Sie ihn fort, bei Gott!

—O! man jagt Beausire nicht fort, wie man will.

—Wollen Sie, daß ich Ihnen dabei helfe?

—Nein, ich liebe ihn.

—O!

— Ein wenig.

—Das ist gerade zu viel.

—Dem ist so.

—Dann sei es für Beausire.

— Sie sind gefällig, mein Herr.

—Unter der Bedingung der Wiedervergeltung; stehen Ihnen die Bedingungen an?

—Sie stehen mir an, wenn Sie mir dieselben vollständig gesagt haben.

—So hören Sie denn, meine Liebe, ich habe Ihnen

Alles gesagt, was ich Ihnen für den Augenblick zu sagen habe.

— Auf Ehre?

— Auf Ehre. Indessen werden Sie eines begreifen...

— Was?

— Nämlich, wenn ich etwa zufällig das Bedürfniß hätte, daß Sie meine Maitresse wären . . .

— Ah! sehen Sie! man hat das niemals nöthig, mein Herr.

— Aber um es zu scheinen.

— O! das geht noch an.

— Nun denn, das ist abgemacht.

— Es bleibt dabei.

— Hier ist der erste Monat im Voraus.

Und er reichte ihr eine Rolle von fünfzig Louisd'or, ohne sie nur mit den Spitzen seiner Finger zu berühren. Und da sie zögerte, so steckte er ihr die Rolle in die Tasche ihres Kleides, ohne nur mit der Hand diese Hüfte zu streifen, die so rund und so beweglich war, daß selbst die so schwierigen Spanier sie nicht wie er verschmäht haben würden.

Kaum hatte das Gold den Boden der Tasche berührt, als zwei heftige an die Hausthür gethane Schläge Oliva an das Fenster springen ließen.

— Gütiger Gott, rief sie aus, machen Sie Sich schnell davon, er ist es.

— Er. Wer?

— Beausire, ... mein Geliebter, so rühren Sie Sich doch, mein Herr.

—Ah! meiner Treue, um so besser.

—Wie, um so besser! Aber er wird sie in Stücken hauen.

—Bah!

—Hören Sie wie er klopft, er wird die Thür einschlagen.

—Lassen Sie ihm aufmachen; warum der Teufel geben Sie ihm auch keinen Hauptschlüssel.

Und der Unbekannte streckte sich auf das Sopha aus, indem er leise sagte:

—Ich muß diesen Schelm sehen und ihn beurtheilen.

Das Klopfen dauerte mit gräßlichen Flüchen untermischt fort, die noch höher als bis zum zweiten Stock hinauf erschallten.

—Gehen Sie, Mutter! machen Sie auf, sagte Oliva ganz wüthend. Und was Sie anbetrifft, mein Herr, um so besser, wenn Ihnen einen Unglück zustößt.

—Wie Sie sagen, um so besser, erwiderte der gleichgültige Unbekannte, ohne sich von dem Sopha zu rühren.

Oliva horchte voll Bangigkeit auf dem Vorplatze.

X.

Herr Beausire.

Oliva warf sich einem rasenden Manne entgegen, der, die beiden Hände vorgestreckt, mit bleichem Gesicht, die Kleider in Unordnung, in das Zimmer stürzte, indem er heisere Verwünschungen ausstieß.

— Beausire, ruhig, Beausire, sagte sie mit einer Stimme, die nicht erschreckt genug klang, um dem Muthe dieser Frau nachtheilig zu sein.

— Lassen Sie mich los! rief der Ankommende aus, indem er sich auf eine rohe Weise aus den Umschlingungen Olivas losmachte.

Und er begann in einem gesteigerten Tone fortzufahren:

— Ah! weil sich ein Mann hier befand, machte man mir die Thüre nicht auf! Ah! ah!

Der Unbekannte war, wie wir wissen, in einer

ruhigen und regungslosen Stellung auf dem Sopha geblieben, die Herr Beausire für Unentschlossenheit und selbst für Entsetzen halten mußte.

Er kam mit Zähneknirschen von böser Vorbedeutung vor dem Manne an.

—Ich hoffe, daß Sie mir antworten werden, mein Herr? sagte er.

—Was soll ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Beausire? erwiderte der Unbekannte.

—Was machen Sie hier? und zuvörderst wer sind Sie?

—Ich bin ein sehr ruhiger Mann, dem Sie entsetzliche Augen machen, und dann unterhielt ich mich mit Madame in allen Ehren.

—Ja, gewiß, murmelte Oliva, in allen Ehren.

—Wollen Sie wohl schweigen! schrie sie Beausire an.

—Ruhig, ruhig! sagte der Unbekannte, fahren Sie Madame nicht so an, die vollkommen unschuldig ist, und wenn Sie übler Laune sind . . .

—Ja, ich bin es.

—Er wird im Spiel verloren haben, sagte Oliva leise.

—Ich bin geplündert, bei allen Teufeln! heute Beausire.

—Und es wäre Ihnen nicht unlieb, irgend Jemand ein wenig zu plündern, sagte der Unbekannte lächelnd, das läßt sich begreifen, lieber Herr Beausire.

—Hören Sie mit Ihren schlechten Witzen auf!

und thun Sie mir den Gefallen, sich von hier fortzupacken . . .

—O! Herr Beausire, Nachsicht!

—Tod allen Teufeln der Hölle! stehen Sie auf und gehen Sie, oder ich zerschmettere das Sopha und Alles was darauf ist.

—Sie hatten mir nicht gesagt, Mademoiselle, daß Herr Beausire diese Aprilschauer hätte. Du mein Gott! welche Grimmigkeit!

Erbittert, machte Beausire eine große Theaterbewegung, und um den Degen zu ziehen, beschrieb er mit den Armen und mit der Scheide einen Kreis von zum Mindesten zehn Fuß im Umfange.

—Noch ein Mal, sagte er, stehen Sie auf, oder wo nicht, so spieße ich Sie an die Lehne.

—In Wahrheit, man kann nicht unartiger sein, antwortete der Unbekannte, indem er langsam und nur mit seiner linken Hand den kleinen Degen aus der Scheide zog, den er hinter sich auf das Sopha gelegt hatte.

Oliva stieß grelles Geschrei aus.

—Ah! Mademoiselle, Mademoiselle schweigen Sie, sagte ruhig der Mann, der endlich den Degen in der Faust hatte, ohne von seinem Sitze aufgestanden zu sein; schweigen Sie, denn es wird sich zweierlei ereignen: erstens, daß Sie Herrn Beausire betäuben werden und er sich aufspießen lassen wird; zweitens, daß die Scharwache heraufkommen, Sie schlagen und Sie geraden Weges nach Saint Lazare führen wird.

Oliva ersetzte das Geschrei durch eine höchst ausdrucksvolle Pantomime.

Dieses Schauspiel war sehenswerth. Auf der einen Seite führte Herr Beausire trunken, vor Wuth zitternd, gerade Stöße ohne zu treffen und ohne Taktik gegen einen Gegner, der keine schwache Seite bot.

Auf der andern, ein auf dem Sopha sitzender Mann, der die eine Hand auf dem Knie, die andere bewaffnet hatte, indem er voll Behendigkeit, ohne Stöße parirte und auf eine Weise lachte, um selbst Saint Georges zu entsetzen.

Immer durch die Paraden des Gegners hin und her geworfen, hatte der Degen Beausires nicht einen einzigen Augenblick lang die Linie behaupten können.

Beausire fing an, sich zu ermüden, zu schnaufen, aber der Zorn war einem unwillkürlichen Schrecken gewichen, er bedachte, daß wenn dieser gefällige Degen sich ausstrecken, sich bei einer Bindung losmachen wollte, es um ihn geschehen wäre. Die Unschlüssigkeit bemächtigte sich seiner, er wich zurück und stieß nur noch nach der schwachen Seite des Degens des Gegners. Dieser faßte ihn kräftiger Weise mit der Terz, schlug ihm den Degen aus der Hand, und ließ ihn wie eine Feder davon fliegen.

Der Degen flog durch eine Fensterscheibe und verschwand außerhalb.

Beausire wußte nicht mehr, welche Haltung er annehmen sollte.

—Ei! Herr Beausire, sagte der Unbekannte, neh-

men Sie Sich doch in Acht, wenn Ihr Degen auf die Spitze fällt, und unten Jemand vorübergeht, so ist er ein todter Mensch.

Wieder zur Besinnung gebracht, eilte Beausire nach der Thüre und stürzte die Treppe hinab, um seine Waffe wieder aufzuraffen und einem Unglücke zuvorzukommen, das ihm Händel mit der Polizei verursacht hätte.

Während dieser Zeit ergriff Oliva die Hand des Siegers und sagte zu ihm:

— O! mein Herr, Sie sind sehr tapfer; aber Herr Beausire ist ein Verräther, und dann compromittiren Sie mich, indem Sie bleiben; sobald Sie Sich entfernt haben werden, wird er mich zuverlässig schlagen.

— Dann bleibe ich.

— Nein, nein, ich bitte Sie; wenn er mich schlägt, so schlage ich ihn auch, und ich bin immer die stärkere; aber das kömmt daher, weil ich Nichts zu schonen habe. Ich bitte Sie, entfernen Sie Sich.

— Achten Sie doch gefälligst auf eines, meine Allerschönste, nämlich, daß wenn ich gehe, ich ihn unten finden werde, indem er auf mich lauert, oder auf der Treppe; man wird sich wieder schlagen; auf einer Treppe parirt man nicht immer Terzen und Quarten wie auf einem Kanapee.

— Dann?

— Dann würde ich Meister Beausire tödten oder er würde mich tödten.

— Großer Gott, das ist wahr; wir hätten einen schönen Scandal im Hause.

— Das ist zu vermeiden, ich bleibe also.

— Um Gottes Willen, gehen Sie, Sie werden zu dem obern Stock hinaufgehen, bis daß er eingetreten ist. In der Meinung, Sie hier wiederzufinden, wird er nirgends suchen. Sobald er in das Zimmer getreten ist, werden Sie mich die Thüre verschließen hören. Ich werde meinen Mann eingesperrt und den Schlüssel in die Tasche gesteckt haben. Ziehen Sie Sich dann zurück, während ich mich muthig schlagen werde, um die Zeit auszufüllen.

— Sie sind ein liebenswürdiges Mädchen, auf Wiedersehen.

— Auf Wiedersehen! wann das?

— Heute Nacht, wenn es Ihnen gefällig ist.

— Wie, heute Nacht! Sind Sie närrisch?

— Bei Gott, ja, heute Nacht. Ist heute Abend nicht Opernball!

— Bedenken Sie doch, daß es bereits Mitternacht ist.

— Ich weiß es wohl, aber was kümmert mich das.

— Es sind Dominos nöthig.

— Beausire wird sie holen, wenn Sie ihn zu schlagen gewußt haben.

— Sie haben Recht, sagte Oliva lachend.

— Und hier sind zehn Louisd'or für die Kostüme, sagte der Unbekannte gleichfalls lachend.

— Adieu! Adieu! Ich danke!

Und sie schob ihn auf den Vorplatz.

— Gut! er schließt die Thüre wieder unten zu, sagte der Unbekannte.

— Es ist nur ein Drücker und ein innerer Riegel. Adieu! er kömmt herauf.

— Aber wenn Sie zufällig geschlagen würden, wie wollen Sie es mir sagen lassen?

Sie überlegte.

— Sie werden Bediente haben? sagte sie.

— Ja, ich werde einen unter Ihrem Fenster aufstellen.

— Sehr schön, und er wird in die Luft blicken, bis daß ihm ein kleines Billet auf die Nase fällt.

— Es sei. Adieu.

Der Unbekannte ging nach den oberen Stockwerken hinauf. Nichts war leichter, die Treppe war finster, und Oliva überschrie, indem sie Beausire mit lauter Stimme anredete, das Geräusch der Schritte ihres neuen Genossen.

— Werden Sie kommen, Tollkopf, rief sie Beausire zu, der nicht wieder heraufkam, ohne ernste Betrachtungen über die moralische und physische Ueberlegenheit dieses Eingedrungenen anzustellen, der so unverschämter Weise sich in die Wohnungen Anderer eingenistet hatte.

Er gelangte inzwischen auf das Stockwerk, auf welchem ihn Oliva erwartete. Er hatte den Degen in der Scheide und überlegte eine Anrede.

Oliva packte ihn bei den Schultern, schob ihn in das

Vorzimmer und verschloß die Thüre, wie sie es versprochen hatte.

Indem der Unbekannte sich entfernte, konnte er den Anfang eines Kampfes hören, in welchem durch ihren wie die Becken in dem Orchester schallenden Klang diese Art von Schlägen glänzte, welche man im gewöhnlichen Leben und aus Onomatopöie Klatsche nennt.

Unter die Klatsche mischten sich Geschrei und Vorwürfe. Die Stimme Beausires donnerte, die Olivas setzte in Erstaunen.

—In der That, sagte der Unbekannte, man hätte nicht glanben sollen, daß diese so eben durch die Ankunft des Herrn so sehr bestürzte Frau sich zu widersetzen verstände.

Der Unbekannte verlor die Zeit nicht damit, dem Ende des Auftrittes zu folgen.

—Der Anfang ist zu hitzig, als daß die Entwickelung fern sei.

Er wandte sich um die Ecke der kleinen Straße d'Anjou Dauphine, in welcher er seine Kutsche fand, die ihn erwartete, und die sich, rückwärts fahrend, in dieser Gasse untergestellt hatte.

Er sagte einem seiner Leute einige Worte, der sich entfernte, den Fenstern Olivas gegenüber Posto faßte und sich in den dunkeln Schatten eines kleinen Wetterdaches kauerte, das den Eingang eines alterthümlichen Hauses überragte.

So gestellt konnte der Mann, der die erleuchteten

Fenster sah, durch die Beweglichkeit der Schattenrisse Alles das beurtheilen, was sich in dem Innern zutrug.

Diese Anfangs sehr aufgeregten Bilder beruhigten sich am Ende ein wenig. Endlich blieb davon nur noch Eines übrig.

XI.

Das Gold.

Sehen wir jetzt, was sich hinter diesen Vorhängen zugetragen hatte.

Zuvörderst war Beausire überrascht, die Thüre verschließen zu sehen.

Nachher überrascht, Mademoiselle Oliva so laut schreien zu hören.

Endlich noch mehr überrascht, in das Zimmer zu treten, und darin seinen grimmigen Nebenbuhler nicht mehr zu finden.

Nachforschungen, Drohungen, Rufe; da der Mann sich versteckte, so war das ein Beweis, daß er sich fürchtete; wenn er sich fürchtete, so war das ein Beweis, daß Beausire triumphirte.

Oliva zwang ihn seine Nachforschungen einzustellen und auf ihre Fragen zu antworten.

Ein wenig gescholten, nahm Beausire gleichfalls einen hohen Ton an.

Oliva, welche wußte, daß sie nicht mehr schuldig wäre, da das corpus delicti verschwunden war, quia corpus delicti aberat, wie der Text sagt, Oliva schrie so laut, daß Beausire, um sie zum Schweigen zu bringen, ihr die Hand auf den Mund drückte, oder sie darauf drücken wollte.

Aber er irrte sich; Oliva verstand die ganz überredende und versöhnende Geberde Beausires auf eine ganz andere Weise. Sie stellte dieser raschen Hand, welche sich ihrem Gesichte näherte, eine eben so gewandte, eben so leichte Hand entgegen, als es vorhin der Degen des Unbekannten war.

Diese Hand parirte unversehens Quarten und Terzen, und indem sie mit aller Gewalt ausfuhr, schlug sie Beausire auf die Wange.

Beausire erwiderte mit einer gebundenen Quarte der rechten Hand einen Schlag, der die beiden Hände Olivas niederschlug, und ihre linke Wange mit einem scandalösen Geräusche erröthen ließ.

Das war die Stelle der Unterhaltung, welche der Unbekannte in dem Augenblicke seines Rückzuges aufgefangen hatte.

Eine auf diese Weise angefangene Erklärung führt schnell zu einer Entwickelung; indessen eine Entwickelung, so gut sie auch vorzustellen sein möge, bedarf, um dramatisch zu sein, einer Menge von Vorbereitungen.

Oliva antwortete auf die Ohrfeige Beausires durch

ein schweres und gefährliches Wurfzeug; einen Krug von Fayence; Beausire antwortete auf den Krug dadurch, daß er mit einem Stocke ein Rad schlug, wodurch er mehrere Tassen zerschmetterte, eine Wachskerze zerbrach und am Ende die Schulter der jungen Frau traf.

Diese fiel wüthend über Beausire her und schnürte ihm die Gurgel zu. Der Unglückliche war genöthigt das zu packen, was er von der drohenden Oliva finden konnte.

Er zerriß ein Kleid. Empfindlich über diesen Schimpf und über diesen Verlust, ließ ihn Oliva los, und Beausire rollte mitten in das Zimmer.

Da aber die Tapferkeit eines Feindes sich nach der Vertheidigung richtet, und die Vertheidigung immer selbst von dem Sieger geachtet wird, so begann Beausire, der viel Achtung für Oliva gefaßt hatte, die mündliche Unterhaltung da wieder, wo er sie gelassen hatte.

— Sie sind ein schlechtes Geschöpf, sagte er, Sie richten mich zu Grunde.

— Sie sind es, der mich zu Grunde richtet, sagte Oliva.

— O! Ich richte sie zu Grunde. Sie hat Nichts.

— Sagen Sie, daß ich nichts mehr habe. Sagen Sie, daß Sie Alles das, was ich hatte, verkauft und verzehrt, vertrunken oder verspielt haben.

— Und Sie wagen mir meine Armuth vorzuwerfen!

— Warum sind Sie arm? Das ist ein Laster.

— Ich werde Sie von all dem Ihrigen mit einem Male heilen.

— Indem Sie mich schlagen?

Und Oliva schwang eine sehr schwere Feuerzange, deren Anblick Beausire zurückweichen ließ.

—Es fehlt Ihnen nur noch sich Liebhaber anzuschaffen, sagte er.

—Und Sie, wie nennen Sie alle diese Elenden, die sich in den Spielhäusern an Ihre Seite setzen, und mit denen sie ihre Tage und ihre Nächte zubringen?

—Ich spiele, um zu leben.

—Und es gelingt Ihnen vortrefflich; wir sterben vor Hunger; ein schöner Erwerbszweig, meiner Treue.

—Und Sie sind mit dem Ihrigen gezwungen zu weinen, wenn man Ihnen ein Kleid zerreißt, weil Sie nicht die Mittel haben sich ein anderes zu kaufen. Ein schöner Erwerbszweig, bei Gott!

—Besser als der Ihrige! rief Oliva wüthend aus, und hier ist der Beweis davon!

Und sie nahm aus ihrer Tasche eine Handvoll Gold, das sie durch das Zimmer warf.

Die Louisd'or begannen auf ihren Rändern zu rollen und auf ihren Flächen zu zittern, die einen verbargen sich unter die Möbel, die andern setzten ihre klingende Bewegung bis unter die Thüren fort. Andere endlich blieben ermüdet liegen, indem sie ihre Bilder wie Feuerflittern glänzen ließen.

Als Beausire diesen Regen von Metall an dem Holze der Möbeln und auf den Steinplatten des Zimmers klingen hörte, wurde er wie von einen Schwindel, wir sollten weit eher sagen, wie von einem Gewissensbisse, ergriffen.

— Louisd'or, doppelte Louisd'or, rief er bestürzt aus.

Oliva zeigte eine andere Hand voll von diesem Metall. Sie warf es in das Gesicht und in die offenen Hände Beausires, der davon geblendet wurde.

— O! o! äußerte er, noch mehr. Diese Oliva ist reich.

— Das trägt mir mein Gewerbe ein, erwiderte das Geschöpf frecher Weise, indem sie mit einem gewaltigen Stoße ihres Pantoffels das Gold zurückstieß, das den Fußboden bedeckte, und Beausire, der niederkniete, um das Gold aufzuraffen.

— Sechszehn, siebzehn, achtzehn, sagte Beausire, indem er vor Freude keuchte.

— Elender! brummte Oliva.

— Neunzehn, ein und zwanzig, zwei und zwanzig.

— Niederträchtiger.

— Drei und zwanzig, vier und zwanzig, sechs und zwanzig.

— Schändlicher.

Sei es nun, daß er gehört hatte, oder daß er sich schämte ohne zu hören, Beausire stand wieder auf.

— Demnach also, sagte er in einem so ernsten Tone, daß dem Komischen desselben nichts gleichkommen konnte, demnach also, Mademoiselle, machten Sie Ersparnisse, indem Sie mich des Nothwendigen beraubten.

Betroffen, fand Oliva keine Antwort.

— Demnach also, fuhr der Schelm fort, lassen Sie mich mit verwaschenen Strümpfen, mit einem fuchsigen Hute, mit zerrissenem Unterfutter herumlaufen, während

Sie Louisd'or in Ihrer Kasse aufheben. Woher kommen diese Louisd'or? Von dem Verkaufe, den ich mit meinen Sachen anstellte, als ich mein trauriges Schicksal mit dem Ihrigen vereinigte.

— Schelm! flüsterte Oliva leise.

Und sie schleuderte ihm einen Blick voll Verachtung zu. Er ließ sich dadurch nicht einschüchtern.

— Ich verzeihe Ihnen, sagte er, nicht Ihren Geiz, sondern Ihre Sparsamkeit.

— Und Sie wollten mich so eben umbringen!

— Vorhin hatte ich Recht, jetzt würde ich Unrecht haben.

— Warum, wenn es Ihnen gefällig ist?

— Weil Sie jetzt eine wahre Haushälterin sind, Sie tragen zu der Haushaltung bei.

— Ich sage Ihnen, daß Sie ein Elender sind.

— Meine liebe Oliva.

— Und daß Sie mir dieses Gold zurückgeben werden.

— O! meine Theure.

— Sie werden mir es zurückgeben, wo nicht, so stoße ich Ihnen Ihren Degen durch den Leib.

— Oliva!

— Ja oder nein?

— Nein, Oliva, ich werde niemals einwilligen, daß Du mir den Leib durchbohrst.

— Rühren Sie Sich nicht, oder Sie sind durchbohrt. Das Geld!

— Schenke es mir.

— Ah! Niederträchtiger! ah! verächtliches Geschöpf!

Sie betteln, Sie bitten um die Wohlthaten meines schlechten Lebenswandels! Ah! Das nennt man einen Mann; ich habe Euch immer verachtet, Alle verachtet, verstehen Sie wohl? mehr noch den, welcher gibt, als den, welcher empfängt.

—Der, welcher gibt, erwiderte Beausire ernst, kann geben, er ist glücklich. Auch ich habe Ihnen gegeben, Nicole.

—Ich will nicht, daß man mich Nicole nennt.

—Verzeihung, Oliva. Ich sagte also, daß ich Ihnen gegeben habe, als ich es konnte.

— Schöne Geschenke, silberne Spangen, sechs Louisd'or, zwei seidene Kleider, drei gestickte Taschentücher.

—Das ist viel für einen Soldaten.

—Schweigen Sie; die Spangen hatten Sie irgend einem Andern gestohlen, um sie mir anzubieten; die Louisd'or hatte man Ihnen geborgt, Sie haben sie niemals zurückgegeben; die seidenen Kleider . . .

—Oliva! Oliva!

—Geben Sie mir mein Geld zurück.

— Was willst Du dagegen haben?

—Das Doppelte.

—Wohlan! es sei, sagte der Schelm voll Ernst. Ich gehe in der Straße Bussy zu spielen; ich werde Dir nicht das Doppelte, sondern das Fünffache zurückbringen.

Er that zwei Schritte auf die Thüre zu. Sie packte ihn bei dem Schooße seines zu mürben Rockes.

—Nun denn! schön, äußerte er, der Rock ist zerrissen.

— Um so besser, Sie werden einen neuen dafür erhalten.

— Sechs Louisd'or! Oliva, sechs Louisd'or. Glücklicher Weise sind in der Straße Bussy die Banquier und die Spieler nicht streng über den Artikel der Toilette.

Oliva ergriff ruhig den andern Schooß des Rockes und riß ihn ab. Beausire wurde wüthend.

— Tod allen Teufeln! rief er aus, Du wirst Dich umbringen lassen. Zieht mich die Schelmin da nicht aus. Ich kann nicht mehr ausgehen.

— Im Gegentheile, Sie werden auf der Stelle ausgehen.

— Das wäre merkwürdig, ohne Rock.

— Sie werden den Winterüberrock anziehen.

— Voll von Löchern, geflickt!

— Sie werden ihn nicht anziehen, wenn Ihnen das lieber ist, aber Sie werden ausgehen.

— Niemals.

Oliva nahm aus ihrer Tasche das, was ihr an Gold übrig blieb, ohngefähr ein vierzig Louisd'or, und ließ sie in ihren beiden zusammengehaltenen Händen klingen.

Beausire wurde beinahe närrisch; er fiel noch ein Mal auf die Kniee und sagte:

— Befehle, befehle!

— Sie werden nach der bezauberten Kapuzinerstraße de Seine eilen, man verkauft dort Dominos für den Maskenball.

— Nun denn?

— Sie werden mir einen vollständigen kaufen mit einer dazu passenden Maske und Strümpfe.

— Gut.

— Für Sie, einen schwarzen; für mich, einen von weißem Atlas.

— Ja.

— Und ich bewillige Ihnen zwanzig Minuten dazu.

— Wir gehen auf den Ball?

— Auf den Ball.

— Und Du führst mich auf den Boulevard zum Nachtessen?

— Gewiß, aber unter einer Bedingung.

— Welche?

— Wenn Sie gehorsam sind.

— O! immer, immer.

— So gehen Sie denn, zeigen Sie Ihren Eifer.

— Ich eile.

— Wie, Sie sind noch nicht fort?

— Aber die Ausgabe . . .

— Sie haben fünf und zwanzig Louisd'or.

— Wie, ich habe fünf und zwanzig Louisd'or? Und woher wissen Sie das?

— Ei die, welche Sie aufgerafft haben.

— Oliva, Oliva, das ist nicht recht.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Oliva, Sie hatten sie mir geschenkt.

— Ich sage nicht, daß Sie sie nicht haben sollen; wenn ich sie Ihnen aber jetzt schenkte, so würden Sie nicht

zurückkehren. So gehen Sie denn, und kehren Sie schnell zurück.

—Sie hat bei Gott Recht, sagte der Schelm ein wenig verwirrt. Es war meine Absicht nicht zurückzukehren.

—Fünf und zwanzig Minuten, hören Sie, rief sie aus.

—Ich gehorche.

Dies war der Augenblick, wo der in der den Fenstern gegenüber befindlichen Nische aufgestellte Bediente einen der beiden Streitenden verschwinden sah.

Das war Herr Beausire, der mit einem Rocke ohne Schöße ausging, hinter welchem sich der Degen übermüthiger Weise schaukelte, während das Hemd unter der Weste wie zu den Zeiten Ludwigs des XIII. hervortrat.

Während der Taugenichts nach der Straße de Seine eilte, schrieb Oliva rasch auf ein Papier folgende Worte, welche die ganze Episode darstellten.

„Der Frieden ist unterzeichnet, die Theilung ist geschehen, der Ball angenommen. Um zwei Uhr werden wir in der Oper sein. Ich werde einen weißen Domino tragen, und auf der linken Schulter ein Band von blauer Seide haben."

Oliva rollte das Papier um eine Scherbe des Kruges von Fayence, streckte den Kopf aus dem Fenster und warf das Billet auf die Straße.

Der Bediente fiel über seine Beute her, raffte sie auf und entfloh.

Es ist so ziemlich gewiß, daß Herr Beausire nicht mehr als dreißig Minuten darauf verwandte, um von

zwei Schneidergesellen begleitet zurückzukehren, welche für den Preis von achtzehn Louisd'or zwei Dominos von ausgezeichnetem Geschmacke brachten, wie man sie in dem bezauberten Kapuziner, bei dem guten Schneider, dem Lieferanten Ihrer Majestät der Königin und der Hofdamen anfertigte.

XII.

Das kleine Haus.

Wir haben Frau de la Mothe an der Thür des Hotels gelassen, indem sie mit den Augen dem Wagen der Königin folgte, der schnell verschwand.

Als seine Gestalt sichtbar zu sein aufhörte, als sein Rollen nicht mehr deutlich war, stieg Johanna gleichfalls wieder in ihre Lohnkutsche und kehrte nach Haus zurück, um einen Domino und eine andere Maske zu nehmen und um zu gleicher Zeit zu sehen, ob sich nichts Neues in ihrer Wohnung zugetragen hätte.

Frau de la Mothe hatte sich für diese glückliche Nacht eine Erholung für alle die Gemüthserschütterungen des Tages vorgenommen. Sie hatte als entschlossene Frau sich vorgenommen den Junggesellen zu spielen, wie man im gewöhnlichen Leben ausdrucksvoller Weise sagt, und dem

zu Folge ganz allein die Vergnügungen des Unvorhergesehenen zu genießen.

Aber ein Querstrich erwartete sie auf dem ersten Schritte, den sie auf diesem für feurige und lang unterdrückte Köpfe so lockenden Wege that.

In der That, ein vertrauter Diener erwartete sie bei dem Pförtner.

Dieser vertraute Diener gehörte dem Herrn Prinzen von Rohan an, und war der Ueberbringer eines in folgenden Ausdrücken abgefaßten Billettes seiner Eminenz:

„Frau Gräfin,

Sie haben ohne Zweifel nicht vergessen, daß wir Geschäfte mit einander zu ordnen haben. Vielleicht haben Sie ein kurzes Gedächtniß; ich vergesse niemals das, was mir gefallen hat.

Ich habe die Ehre Sie dort zu erwarten, wohin der Bringer dieses Sie führen wird, wenn es Ihnen gefällig ist."

Der Brief war mit dem geistlichen Kreuze unterzeichnet.

Anfangs über diesen Querstrich geärgert, überlegte Frau de la Mothe einen Augenblick lang, und faßte mit jener Schnelligkeit der Entscheidung, die sie charakterisirte, ihren Entschluß.

— Setzen Sie Sich zu meinem Kutscher, sagte sie zu dem Dienerl, oder geben sie ihm die Adresse.

Der Diener stieg zu dem Kutscher auf den Bock, und Frau de laMothe in den Wagen.

Zehn Minuten genügten, die Gräfin nach dem Eingange der Faubourg Saint Antoine in eine neuerdings

geebnete Vertiefung zu führen, in welcher hohe, so alte Bäume wie die Faubourg selbst, aller Augen eines jener hübschen, unter Ludwig XV. mit dem äußeren Geschmacke des sechszehnten Jahrhunderts und der unvergleichlichen Bequemlichkeit des achtzehnten gebauten Häuser verbargen.

— O! o! ein kleines Haus, murmelte die Gräfin; das ist sehr natürlich von Seiten eines großen Prinzen; aber es ist sehr demüthigend für eine Valois. — Am Ende!

Dieses Wort, aus dem die Ergebung einen Seufzer oder der Unwille einen Ausruf gemacht hatte, verrieth alles das, was an unersättlichem Ehrgeize und thörichter Lüsternheit in ihrem Geiste schlummerte.

Aber sie hatte kaum die Schwelle des Hotels überschritten, als ihr Entschluß gefaßt war.

Man führte sie von Zimmer zu Zimmer, das heißt von Ueberraschung zu Ueberraschung, bis zu einem kleinen Speisesaale vom ausgezeichnetsten Geschmacke.

Sie fand dort den Kardinal allein und sie erwartend.

Seine Eminenz durchblätterte Broschüren, die sehr einer Sammlung jener Schmähschriften glichen, welche zu jener Zeit zu Tausenden regneten, wenn der Wind von England oder von Holland kam.

Bei ihrem Anblicke stand er auf.

— Ah! da sind Sie, sagte er, ich danke, Frau Gräfin.

Und er näherte sich, um ihr die Hand zu küssen.

Die Gräfin wich mit geringschätzender und verletzter Miene zurück.

—Was denn! äußerte der Kardinal, und was haben Sie, Madame?

—Nicht wahr, gnädiger Herr, Sie sind nicht gewöhnt ein solches Gesicht an den Frauen zu sehen, denen Eure Eminenz die Ehre erzeigt, sie hierher zu berufen.

—O! Frau Gräfin.

—Wir befinden uns in Ihrem kleinen Hause, gnädiger Herr? sagte die Gräfin, indem sie einen geringschätzenden Blick um sich warf.

—Aber, Madame . . .

—Ich hoffte, gnädiger Herr, daß Eure Eminenz geruhen würde sich zu erinnern, in welchem Stande ich geboren bin. Ich hoffte, daß Eure Eminenz geruhen würde sich zu erinnern, daß, wenn Gott mich arm gemacht, er mir zum Mindesten den Stolz meines Ranges gelassen hat.

—Gehen Sie, gehen Sie, Gräfin, ich hatte Sie für eine Frau von Geist gehalten, äußerte der Kardinal.

—Wie es scheint, gnädiger Herr, nennen Sie Frau von Geist jede gleichgültige Frau, die über Alles lacht, selbst über die Entehrung; diesen Frauen, ich bitte Eure Eminenz deshalb um Verzeihung, bin ich gewöhnt einen andern Namen zu geben.

—Nicht doch, Gräfin, Sir irren sich, ich nenne Frau von Geist jede Frau, welche zuhört, wenn man mit ihr spricht, oder die nicht eher spricht, bevor sie gehört hat.

—Ich höre, sagen Sie an.

—Ich hatte Sie von ernsten Dingen zu unterhalten.

—Und dazu haben Sie mich in einen Speisesaal kommen lassen?

—Ja doch; hätten Sie es etwa vorgezogen, daß ich Sie in einem Boudoir erwartete. Gräfin?

—Die Unterscheidung ist zart.

—Ich halte sie dafür, Gräfin.

—Demnach also handelt es sich um nichts Anderes, als mit dem gnädigen Herrn zu Nacht zu essen?

—Um nichts Anderes.

—Eure Eminenz wolle überzeugt sein, daß ich diese Ehre anerkenne wie ich es muß.

—Sie spotten, Gräfin?

—Nein, ich scherze.

—Sie scherzen?

—Ja. Ziehen Sie es vor, daß ich bös werde? Ah! wie es scheint, sind Sie schwer zu befriedigen, gnädiger Herr.

—O! Sie sind liebenswürdig, wenn Sie scherzen, und mir würde nichts lieber sein, als Sie immer scherzen zu sehen. Aber Sie scherzen in diesem Augenblicke nicht. O! nein, nein, es liegt Zorn hinter diesen schönen Lippen, welche die Zähne zeigen.

—Nicht im Mindesten, gnädiger Herr, der Speisesaal beruhigt mich.

—So bin ich es zufrieden!

—Und ich hoffe, daß Sie gut in ihm zu Nacht essen werden.

—Wie, daß ich gut in ihm zu Nacht essen werde? Und Sie?

— Ich, ich habe keinen Hunger.

— Wie, Madame, Sie schlagen mir ein Nachtessen aus?

— Was beliebt?

— Sie jagen mich fort?

— Ich verstehe Sie nicht, gnädiger Herr.

— Hören Sie, liebe Gräfin.

— Ich höre.

Wenn Sie weniger erzürnt wären, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie, was Sie auch thun mögen, nicht verhindern können liebenswürdig zu sein; da ich aber bei jedem Komplimente fürchte verabschiedet zu werden, so enthalte ich mich derselben.

— Sie fürchten verabschiedet zu werden. In Wahrheit, gnädiger Herr, ich bitte Eure Eminenz um Verzeihung, aber Sie werden unverständlich.

— Das, was vorgeht, ist indessen klar.

— Entschuldigen Sie meine Verblendung, gnädiger Herr.

— Nun denn! neulich haben Sie mich mit vieler Verlegenheit empfangen; Sie fanden, daß Sie für eine Person Ihres Ranges und Ihres Namens auf eine wenig schickliche Weise eingerichtet wären. Das hat mich genöthigt meinen Besuch abzukürzen; das hat außerdem Sie ein wenig kalt gegen mich gemacht. Ich habe nun gedacht, daß, Sie wieder in Ihr Element, in Ihre Lebensweise zu versetzen, hieße dem Vogel, den der Physiker unter die Luftpumpe gestellt hat, die Luft wiedergeben.

— Und nun, fragte die Gräfin voll Bangigkeit, denn sie fing an zu verstehen.

— Nun, schöne Gräfin, damit Sie mich offen empfangen könnten, damit ich meiner Seits Sie besuchen könnte, ohne mich zu compromittiren, oder Sie selbst zu compromittiren . . .

— Der Kardinal blickte die Gräfin fest an.

— Nun denn? fragte diese.

— Nun denn, habe ich gehofft, daß Sie geruhen würden dieses enge Haus anzunehmen. Sie verstehen, Gräfin, ich sage nicht kleines Haus.

— Anzunehmen, ich? Sie schenken mir dieses Haus, gnädiger Herr? rief die Gräfin aus, deren Herz zugleich vor Stolz und vor Begierde schlug.

— Etwas sehr Geringes, Gräfin, zu Geringes; wenn ich Ihnen aber mehr gäbe, so hätten Sie es nicht angenommen.

— O! weder mehr, noch weniger, gnädiger Herr, sagte die Gräfin.

— Sie sagen, Madame?

— Ich sage, daß es unmöglich ist, daß ich ein solches Geschenk annehme.

— Unmöglich! Und warum?

— Ei, weil es ganz einfach unmöglich ist.

— O! sprechen Sie dieses Wort nicht bei mir aus, Gräfin.

— Warum?

— Weil ich bei Ihnen nicht daran glauben will.

— Gnädiger Herr!

—Madame, das Haus gehört Ihnen, die Schlüssel liegen dort auf einer Schüssel von vergoldetem Silber. Ich behandle Sie wie einen Triumphator. Sehen Sie darin noch eine Demüthigung?

—Nein, aber . . .

—Nun denn, nehmen Sie an.

—Gnädiger Herr, ich habe es Ihnen gesagt.

—Wie, Madame, Sie schreiben an die Minister, um sich um einen Jahrgehalt zu bewerben; Sie nehmen Hundert Louisd'or von zwei unbekannten Damen an!

—O! gnädiger Herr, das ist ganz etwas Anderes, wer annimmt . . .

—Wer annimmt, verpflichtet, Gräfin, sagte der Prinz auf eine edle Weise. Sehen Sie, ich habe Sie in Ihrem Speisesaale erwartet; ich habe nicht einmal das Boudoir, noch die Salons, noch die Zimmer gesehen, nur vermuthe ich, daß Alles das vorhanden ist?

—O! gnädiger Herr, Verzeihung; denn Sie zwingen mich zu gestehen, daß es keinen zartfühlenderen Mann, als Sie gibt.

Und die Gräfin, die sich so lange beherrscht hatte, erröthete vor Vergnügen bei dem Gedanken, daß sie würde sagen können: mein Haus.

Dann, als sie plötzlich an einer Geberde, welche der Prinz machte, sah, daß sie sich fortreißen ließe, sagte sie, indem sie um einen Schritt zurückwich:

—Gnädiger Herr, ich bitte Eure Eminenz mir ein Abendessen zu geben.

Der Kardinal zog einen Mantel aus, den er noch

nicht abgelegt hatte, näherte einen Sessel für die Gräfin, und begann in einem bürgerlichen Anzuge, der ihm vortrefflich stand, seinen Dienst als Haushofmeister.

Das Abendessen befand sich in einem Augenblicke aufgetragen.

Während die Bedienten in das Vorzimmer traten, hatte Johanna wieder eine Halbmaske vor ihr Gesicht gelegt.

— Ich sollte mich maskiren, sagte der Kardinal, denn Sie sind zu Haus, denn Sie sind unter Ihren Leuten, denn ich bin der Fremde.

Johanna begann zu lachen, behielt aber nichts desto weniger ihre Maske. Und trotz dem Vergnügen und der Ueberraschung, welche sie erstickten, erzeigte sie dem Mahle Ehre.

Wie wir bereits bei verschiedenen Veranlassungen gesagt haben, war der Kardinal ein Mann von großmüthigem Herzen und wirklichem Verstande.

Die lange Gewohnheit der civilisirtesten Höfe Europas, der von Königinnen regierten Höfe, die Gewohnheit des Umganges mit Frauen, welche zu jener Zeit alle politischen Fragen verwickelten, aber oft auch lösten; diese so zu sagen durch das Blut erhaltene und durch persönliche Studien vervielfältigte Erfahrung; alle diese heut zu Tage so seltenen, damals schon seltenen Eigenschaften machten aus dem Prinzen einen für die Diplomaten, seine Nebenbuhler, oder für die Frauen, seine Geliebten, außerordentlich schwer zu durchschauenden Mann.

Das kam daher, weil seine guten Manieren und seine

Artigkeit ein Panzer waren, den nichts anzutasten vermogte.

Der Kardinal hielt sich daher auch Johanna, dieser Kleinstädterin voll Anmaßungen, und die unter ihrem falschen Stolze ihm ihre Habgierde nicht hatte verbergen können, bei Weitem überlegen, und sie schien ihm eine leichte, ohne Zweifel wegen ihrer Schönheit, ihres Verstandes dem etwas herausfordserndem, das die abgestumpften Männer bei Weitem mehr reizt, als unerfahrenen Männer, dauerhafte Eroberung. Vielleicht, weit schwieriger zu durchschauen, als er selbst scharf blickend war, irrte sich der Kardinal dieses Mal; aber Thatsache ist, daß Johanna, schön wie sie war, ihm kein Mißtrauen einflößte.

Das wurde das Verderben dieses Mannes von hohem Verstande. Er machte sich nicht allein minder stark, als er es war, er machte sich zum Zwerge; von Maria Theresia bis zu Johanna de la Mothe war der Abstand zu groß, als daß ein Rohan dieses Schlages sich die Mühe nahm zu kämpfen.

Sobald der Kampf daher auch einmal begonnen hatte, hütete sich Johanna, welche ihre scheinbare Untergeordnetheit fühlte, ihre wirkliche Ueberlegenheit sehen zu lassen; sie spielte immer das kokette Landmädchen, sie spielte das einfältige Weib, um sich einen auf seine Stärke vertrauenden, und dem zu Folge in seinen Angriffen schwachen Gegner zu erhalten.

Der Kardinal, der bei ihr alle die Regungen überraschte, die sie nicht hatte unterdrücken können, hielt sie da-

her für berauscht durch das Geschenk, welches er ihr gemacht hatte, sie war es in der That, denn das Geschenk übertraf nicht allein ihre Hoffnungen, sondern sogar ihre Ansprüche.

Nur vergaß er, daß er es war, der unter dem Ehrgeize und dem Stolze einer Frau wie Johanna war.

Was außerdem den Rausch bei ihr verscheuchte, war die Folge neuer, unmittelbar an die Stelle der alten tretenden Wünsche.

—Nun denn, sagte der Kardinal, indem er der Gräfin ein Glas Cyperwein in einen Becher von Crystall mit goldenen Sternen einschenkte, nun denn, da Sie Ihren Vertrag mit mir unterzeichnet haben, so schmollen Sie mir nicht mehr, Gräfin.

—Ihnen schmollen, nein.

—Sie werden mich also hier zuweilen ohne zuviel Widerwillen empfangen?

—Ich werde niemals so undankbar sein zu vergessen, daß Sie hier zu Haus sind, gnädiger Herr.

—Zu Haus? Thorheit!

—Nein, nein, zu Haus, wirklich zu Haus.

—Ah! wenn Sie mir widersprechen, nehmen Sie Sich in Acht!

—Nun! was würde geschehen?

—Ich werde Ihnen andere Bedingungen auferlegen.

—Ah! nehmen Sie Sich gleichfalls in Acht.

—Wovor?

—Vor Allem.

—Sagen Sie.

—Ich bin zu Haus.

—Und . . .

—Und wenn ich Ihre Bedingungen unbillig finde, so rufe ich meine Leute.

Der Kardinal begann zu lachen.

—Nun denn! Sie sehen? sagte sie.

—Ich sehe durchaus Nichts, äußerte der Kardinal.

—Doch, Sie sehen wohl, daß Sie Sich über das Wort lustig machen!

—Wie das?

—Sie lachen . . .

—Wie mir scheint, ist es der Augenblick dazu.

—Ja, es ist der Augenblick dazu, denn Sie wissen wohl, daß wenn ich meine Leute riefe, sie nicht kommen würden.

—O! doch, der Teufel soll mich holen.

—Pfui! gnädiger Herr.

—Was habe ich denn gethan?

—Sie haben geflucht, gnädiger Herr.

—Hier bin ich nicht mehr Kardinal, Gräfin; ich bin bei Ihnen, das heißt, ich versuche mein Glück.

Und er begann nochmals zu lachen.

—Nun denn, sagte die Gräfin in ihrem Innern, er ist wirklich ein vortrefflicher Mann.

—Apropos, äußerte plötzlich der Kardinal, wie als ob ihm ein seinem Geiste sehr ferner Gedanke plötzlich durch Zufall eingefallen wäre, was sagten Sie mir neulich von den beiden Damen des Wohlthätigkeitsvereines, diesen beiden Deutschen?

— Von diesen beiden Damen mit dem Portrait? äußerte Johanna, welche, da sie die Königin gesehen hatte, auf ihrer Huth war und sich zur Gegenantwort bereit hielt.

— Ja, von diesen Damen mit dem Portrait.

— Gnädiger Herr, äußerte Frau de la Mothe, indem sie den Kardinal anblickte, ich wette, daß Sie dieselben eben so gut und sogar besser kennen, als ich.

— Ich? O! Gräfin, Sie thun mir Unrecht. Schienen Sie nicht den Wunsch auszudrücken, zu erfahren wer sie sind?

— Ohne Zweifel, und wie mir scheint, ist der Wunsch sehr natürlich, seine Wohlthäterinnen kennen zu lernen.

— Nun denn, wenn ich wüßte, wer Sie sind, so würden Sie es bereits wissen.

— Herr Kardinal, ich sage Ihnen, Sie kennen diese Damen.

— Nein.

— Noch ein Nein, und ich nenne Sie einen Lügner.

— O! und ich räche mich für die Beleidigung.

— Auf welche Weise, wenn es gefällig ist?

— Indem ich Sie umarme.

— Herr Gesandter an dem Hofe in Wien, Herr vertrauter Freund der Kaiserin Maria Theresia, ich meine, daß Sie das Portrait Ihrer Freundin hätten erkennen müssen, es sei denn, daß es nicht sehr ähnlich wäre.

— Wie, wahrhaftig, Gräfin, es wäre das Portrait Maria Theresias!

—O! spielen Sie doch den Unwissenden, Herr Diplomat!

—Nun denn, wenn dem auch so wäre, wenn ich auch die Kaiserin Maria Theresia erkannt hätte, wozu würde uns das führen?

—Dazu, daß wenn Sie das Portrait Maria Theresias erkannt hatten, Sie wohl irgend eine Vermuthung über die Frauen haben mußten, denen ein solches Portrait angehört.

—Aber warum glauben Sie, daß ich das weiß? sagte der Kardinal ziemlich besorgt.

—Dam! weil es nicht sehr gewöhnlich ist, das Portrait einer Mutter, denn bemerken Sie wohl, daß dieses Portrait des Portrait einer Mutter und nicht einer Kaiserin ist, in anderen Händen als in den Händen . . .

—Sprechen Sie aus.

—Als in den Händen einer Tochter zu sehen . . .

—Die Königin! rief Ludwig von Rohan mit einer Wahrheit des Ausdruckes aus, welcher Johanna täuschte. Die Königin! Ihre Majestät wäre zu Ihnen gekommen!

—Ei! wie, Sie hatten nicht errathen daß sie es war, mein Herr?

—Mein Gott! nein, sagte der Kardinal in einem vollkommen natürlichen Tone; nein, es ist in Ungarn gebräuchlich, daß die Portraits der regierenden Fürsten von Familie zu Familie übergehen. So bin ich zum Beispiele, der mit Ihnen spricht, weder Sohn, noch Tochter, noch selbst Verwandter von Maria Theresia, nun denn! ich trage ein Portrait von ihr bei mir.

—Bei sich, gnädiger Herr?

—Sehen Sie, sagte der Kardinal kaltblütiger Weise.

Und er zog eine Tabaksdose aus seiner Tasche, welche er der verwirrten Johanna zeigte.

—Sie sehen wohl, fügte er hinzu, daß wenn ich, der ich, wie ich Ihnen sagte, nicht die Ehre habe zu der kaiserlichen Familie zu gehören, dieses Portrait besitze, so kann ein anderer, als ich, es wohl bei Ihnen vergessen haben, ohne deshalb zu dem erlauchten Hause von Oesterreich zu gehören.

Johanna schwieg. Sie hatte alle Instincte der Diplomatie, aber die Praxis fehlte ihr noch.

—Demnach also, fuhr der Prinz Ludwig fort, hat nach Ihrer Meinung die Königin Maria Antoinette Ihnen einen Besuch abgestattet?

—Die Königin mit einer andern Dame.

—Frau von Polignac?

—Ich weiß es nicht.

—Frau von Lamballe?

—Eine junge, sehr schöne und sehr ernste Frau.

—Fräulein von Taverney, vielleicht?

—Das ist möglich; ich kenne sie nicht.

—Dann, wenn Ihre Majestät Ihnen einen Besuch abgestattet hat, sind Sie jetzt des Schutzes der Königin sicher. Das ist ein großer Schritt für Ihr Glück.

—Ich glaube es, gnädiger Herr.

—Ist Ihre Majestät, verzeihen Sie mir diese Frage, freigebig gegen Sie gewesen?

—Ei, sie hat mir ein Hundert Louisd'or gegeben, wie ich glaube.

—O! Ihre Majestät ist nicht reich, besonders in diesem Augenblicke.

—Das verdoppelte meine Dankbarkeit.

—Und hat sie Ihnen irgend eine besondere Theilnahme bezeigt?

—Eine ziemlich lebhafte.

—Dann geht Alles gut, sagte der Prälat tiefsinnig, und indem er die Beschützte vergaß, um an die Beschützerin zu denken, es bleibt Ihnen daher nur noch eines zu thun übrig.

—Was?

—In Versailles Zutritt zu erhalten.

Die Gräfin lächelte.

—Ah! verhehlen wir es uns nicht, Gräfin, darin liegt die wahre Schwierigkeit.

Die Gräfin lächelte abermals, aber auf eine bei Weitem bedeutungsvollere Weise als zuvor.

Der Kardinal lächelte gleichfalls.

—Wahrlich, sagte er, Sie Provinzbewohner zweifeln niemals an etwas. Weil Sie gesehen haben, daß Versailles Thore hat, die sich öffnen und Treppen, die man hinaufgeht, so bilden Sie Sich ein, daß Jedermann die Thore öffnet und diese Treppen hinaufgeht. Haben Sie alle die Ungeheuer von Erz, von Marmor oder von Blei gesehen, welche den Park und die Terrassen von Versailles schmücken?

—Ja, gnädiger Herr.

— Hippogryphen, Chimären, Gorgonen, Vielfraße und andere schädliche Thiere, es gibt deren Hunderte; nun denn! stellen Sie sich zehn Mal boshaftere und lebendige Thiere zwischen den Fürsten und ihren Wohlthaten vor, als Sie Ungeheuer der Mythe zwischen den Blumen des Gartens gesehen haben, und daß Sie durch sie gehen müssen.

— Eure Eminenz wird mir wohl helfen, durch die Reihen dieser Ungeheuer zu gehen, wenn sie mir den Weg versperren sollten.

— Ich werde es versuchen, aber es wird mir viel Mühe kosten. Und zuvörderst, wenn Sie meinen Namen aussprächen, wenn Sie Ihren Talisman offenbarten, so würde er Ihnen nach Verlauf von zwei Besuchen nutzlos sein.

— Glücklicher Weise, sagte die Gräfin, bin ich von dieser Seite durch den unmittelbaren Schutz der Königin gesichert, und wenn ich Versailles betrete, so werde ich es auf eine sichere Weise betreten.

— Auf welche Weise, Gräfin?

— Ah! Herr Kardinal, das ist mein Geheimniß ... Nein, ich irre mich, wenn es mein Geheimniß wäre, so würde ich es Ihnen sagen, denn ich will nichts Geheimes für meinen liebenswürdigsten Beschützer haben.

— Es gibt ein Aber, Gräfin?

— Leider! ja, gnädiger Herr, es gibt ein Aber; aber da es nicht mein Geheimniß ist, so bewahre ich es. Es möge Ihnen genügen zu wissen ...

— Was denn?

— Daß ich morgen nach Versailles gehe, daß ich empfangen, und, wie ich alle Ursache habe zu hoffen, eine gute Aufnahme finden werde, gnädiger Herr.

Der Kardinal blickte die junge Frau an, deren Zuversicht ihm eine ein wenig directe Folge der ersten Dünste des Abendessens schien.

— Gräfin, sagte er lachend, wir werden sehen, ob Sie zugelassen werden.

— Würden Sie die Neugierde so weit treiben, mir Jemanden nachzuschicken?

— Gerade.

— Ich nehme mein Wort nicht zurück.

— Nehmen Sie sich in Acht, Gräfin, ich erkläre Ihre Ehre verpfändet, morgen in Versailles zugelassen zu werden.

— In den kleinen Gemächern, ja, gnädiger Herr.

— Ich versichere Ihnen, Gräfin, daß Sie für mich ein lebendiges Räthsel sind.

— Eines jener kleinen Ungeheuer, welche den Park von Versailles bewohnen?

— O! Sie halten mich für einen Mann von Geschmack, nicht wahr?

— Ja, gewiß, gnädiger Herr.

— Nun denn! da ich hier zu Ihren Füßen bin, da ich Ihre Hand ergreife und küsse, so können Sie nicht mehr glauben, daß ich meine Lippen auf eine Kralle oder meine Hand auf einen Fischschwanz mit Schuppen lege.

— Ich bitte Sie inständigst, gnädiger Herr, sagte Johanna auf eine frostige Weise, sich zu erinnern, daß

ich weder eine Grisette, noch eine Operntänzerin bin, das heißt, daß ich mir ganz angehöre, wenn ich meinem Gatten nicht angehöre, und daß ich, da ich mich jedem Manne in diesem Reiche gleich fühle, ich frei und freiwillig an dem Tage den Mann annehmen werde, der mir zu gefallen verstanden hat. Demnach also, gnädiger Herr, achten Sie mich ein wenig, Sie werden auf diese Weise den Adel achten, dem wir beide angehören.

Der Kardinal stand wieder auf.

—Nun denn, sagte er, Sie wollen, daß ich Sie ernstlich liebe.

—Ich sage das nicht, Herr Kardinal, aber ich will Sie lieben. Glauben Sie mir, wenn der Augenblick gekommen sein wird, wenn er kömmt, so werden Sie es leicht errathen. Für den Fall, wo Sie es nicht bemerken sollten, werde ich es Ihnen wissen lassen, denn ich fühle mich jung und leidlich genug, um nicht zu fürchten, daß ein rechtschaffener Mann mich zurückweise, wenn ich ihm entgegenkomme.

—Gräfin, sagte der Kardinal, wenn es nur von mir abhängt, so versichere ich Ihnen, daß Sie mich lieben werden.

—Wir werden sehen.

—Sie hegen bereits Freundschaft für mich, ist es nicht wahr?

—Mehr.

—Wahrhaftig, dann wären wir auf halbem Wege.

—Legen wir den Weg nicht mit sieben Meilen-Stiefeln zurück. Gehen wir.

— Gräfin, Sie sind eine Frau, die ich anbeten würde . . .

Und er seufzte.

— Die ich anbeten würde? . . . sagte sie überrascht, wenn? . . .

— Wenn Sie es erlaubten, beeilte sich der Kardinal zu antworten.

— Gnädiger Herr, ich werde es Ihnen vielleicht erlauben, wenn mir das Glück lange genug gelächelt hat, daß Sie sich entbinden werden so schnell zu meinen Füßen zu fallen und mir so frühzeitig die Hände zu küssen.

— Wie?

— Ja, wenn ich über Ihre Wohlthaten erhaben sein werde, so werden Sie nicht mehr argwöhnen, daß ich Ihre Besuche aus irgend einem Interesse wünsche; dann werden sich Ihre Absichten auf mich veredeln, ich werde dabei gewinnen, gnädiger Herr, und Sie werden Nichts dabei verlieren.

Sie stand nochmals auf, denn sie hatte sich wieder gesetzt, um ihre Moral besser vorzutragen.

— Dann, sagte der Kardinal, schließen Sie mich in Unmöglichkeiten ein.

— Wie das?

— Sie verhindern mich, Ihnen den Hof zu machen.

— Nicht im Geringsten; gibt es etwa, um einer Frau den Hof zu machen, nur das Mittel des Niederknieens und der Verblendung?

— Fangen wir rasch an, Gräfin. Was wollen Sie mir erlauben?

— Alles, was mit meinen Neigungen und meinen Pflichten verträglich ist.

— O! o! Sie nehmen da die beiden unbestimmtesten Dinge an, welche es auf der Welt gibt.

— Sie haben Unrecht gehabt, mich zu unterbrechen, gnädiger Herr, ich stand im Begriffe ein drittes hinzuzufügen.

— Was? Gütiger Gott.

— Meine Launen!

— Ich bin verloren.

— Sie weichen zurück?

Der Kardinal unterlag in diesem Augenblicke bei Weitem weniger der Richtung seines inneren Gedankens, als dem Reize dieser herausfordernden Zauberin.

— Nein, sagte er, ich werde nicht zurückweichen.

— Weder vor meinen Pflichten?

— Noch vor Ihren Neigungen und vor ihren Launen.

— Den Beweis?

— Sprechen Sie.

— Ich will heute Abend auf den Opernball gehen.

— Das geht Sie an, Gräfin, Sie sind frei wie die Luft, und ich sehe nicht, in was Sie verhindert sein könnten auf den Opernball zu gehen?

— Einen Augenblick Geduld; Sie sehen nur die Hälfte meines Verlangens; die andere ist, daß auch Sie auf den Opernball gingen.

— Ich! Auf den Opernball . . . o! Gräfin!

Und der Kardinal machte eine Bewegung, welche

ganz einfach für einen gewöhnlichen Mann, ein ungeheurer Sprung für einen Rohan von diesem Stande war.

—Da sehen Sie bereits, wie Sie mir zu gefallen suchen, sagte die Gräfin.

—Ein Kardinal geht nicht auf den Opernball, Gräfin; das ist gerade, als wenn ich Ihnen den Antrag machte . . . in eine Kneipe zu gehen.

—Ein Kardinal tanzt auch nicht, nicht wahr? . . .

—O! . . . nein.

—Nun denn, warum habe ich denn gelesen, daß der Herr Kardinal von Richelieu eine Sarabande getanzt hätte.

—Vor Anna von Oesterreich, ja . . . ließ der Prinz entschlüpfen.

—Vor einer Königin, es ist wahr, wiederholte Johanna, indem sie ihn fest anblickte. Nun denn! Sie würden das vielleicht für eine Königin thun . . .

So gewandt, so stark er auch war, vermochte der Prinz ein Erröthen nicht zu unterdrücken.

Sei es nun, daß das schalkhafte Geschöpf Mitleiden mit seiner Verlegenheit hatte, oder sei es, daß sie ihr ein Auskunftsmittel war, diese Gezwungenheit nicht zu verlängern, sie beeilte sich hinzuzufügen:

—Wie sollte ich es nicht übel nehmen, ich, der Sie so viele Betheuerungen machen, zu sehen, daß Sie mich weniger als eine Königin scheuen, wo es sich darum handelt unter einem Domino und unter einer Maske versteckt zu sein, wo es sich darum handelt, in meiner Ansicht mit einer Gefälligkeit, für die ich nicht dankbar genug zu sein

vermöchte, einen jener Riesenschritte zu thun, den Ihr berühmter sieben Meilen=Stiefel von so eben niemals ausmessen würde.

Glücklich so wohlfeil davon zu kommen, besonders glücklich über diesen beständigen Sieg, dem die Schlauheit Johannas ihn bei jeder Unbesonnenheit davon tragen ließ, fiel der Kardinal über die Hand der Gräfin her, und sagte zu ihr, indem er sie drückte:

— Für Sie, Alles, selbst das Unmögliche.

— Ich danke, gnädiger Herr, der Mann, der dieses Opfer für mich bringt, ist ein sehr kostbarer Freund, jetzt, wo Sie es angenommen haben, entbinde ich Sie des Frohndienstes.

— Nicht doch, nicht doch, nur der kann den Lohn in Anspruch nehmen, der sein Werk vollbracht hat. Gräfin, ich begleite Sie, aber im Domino.

— Wir werden in die Straße Saint Denis fahren, welche sich in der Nähe der Oper befindet, und ich werde maskirt in einen Laden gehen, in welchem ich Domino und Maske für Sie kaufe; Sie werden sich hierauf in der Kutsche ankleiden.

— Wissen Sie, Gräfin, daß das eine herrliche Parthie ist?

— O! gnädiger Herr, Sie erweisen mir eine Güte, welche mich beschämt . . . Aber, da fällt mir ein, vielleicht hätte Eure Eminenz in dem Hotel Rohan einen Domino gefunden, der mehr nach Ihrem Geschmack wäre, als der, den wir kaufen wollen.

— Das ist eine unverzeihliche Bosheit, Gräfin. Wenn

ich auf den Opernball gehe, so glauben Sie gefälligst Eines . . .

—Was, gnädiger Herr?

—Daß ich eben so überrascht sein werde mich dort zu sehen, als Sie es wären, unter vier Augen mit einem anderen Manne zu Nacht zu essen, als mit Ihrem Gatten.

Johanna fühlte, daß sie Nichts zu antworten hätte. Sie bedankte sich.

Eine Kutsche ohne Wappen kam an die kleine Thür des Hauses, um die beiden Flüchtlinge aufzunehmen, und schlug im scharfen Trabe den Weg nach den Boulevards ein.

VI.

Einige Worte über das Opernhaus.

Das Opernhaus, dieser Tempel des Vergnügens in Paris, war im Juni 1781 abgebrannt.

Zwanzig Personen waren unter dem Schutte umgekommen, und da seit achtzehn Jahren dieses Unglück sich zum zweiten Male zutrug, so hatte der gewöhnliche Platz des Opernhauses, das heißt das Palais Royal, den Pariser Vergnügungen verhängnißvoll geschienen. Eine Verordnung des Königs hatte diesen Vergnügungsort in ein anderes, weniger in dem Mittelpunkte der Stadt gelegenes Quartier verlegt.

Diese Stadt von Leinwand und von Tannenholz, von Pappe und von Malerei, war immer eine große Sorge für die Nachbarn. Das unversehrte Opernhaus entflammte die Herzen der Finanzleute und der Leute vom Stande, schob die Verhältnisse des Ranges und des Vermögens bei

Seite. Das brennende Opernhaus konnte ein Quartier, die ganze Stadt verzehren. Es handelte sich nur um einen Windstoß.

Der gewählte Bauplatz war die Porte Saint Martin. Betrübt zu sehen, daß seiner guten Stadt Paris während langer Zeit die Oper fehlen würden, wurde der König traurig, wie er es jedes Mal wurde, wenn die Zufuhren von Korn nicht anlangten, oder das Brod theurer war, als sieben Sous für vier Pfund.

Man mußte den ganzen alten Adel und den jungen Civilstand, alles Militär und alle Finanzleute sehen, die durch diese Lücke nach dem Mittagessen nicht wußten, was sie thun sollten, und man mußte die obdachlosen Gottheiten von dem Statisten bis zu der ersten Sängerin, auf den Spaziergängen herumirren sehen.

Um den König und selbst ein wenig die Königin zu trösten, stellte man Ihren Majestäten einen Baumeister, Herrn Lenoir vor, der Berge und Wunder versprach.

Dieser gefällige Mann legte neue Pläne vor, die ein so vollkommenes System der Circulation enthielten, daß Niemand, selbst in dem Falle einer Feuersbrunst, in den Corridors ersticken konnte. Er öffnete den Flüchtlingen acht Thüren, ohne die im ersten Stockwerk befindlichen fünf breiten und so niedrigen Fenster, daß die Allerfeigsten würden auf den Boulevard springen können, ohne etwas anderes als Verstauchungen zu fürchten, zu rechnen.

Um den schönen Saal Moreaus und die Malereien Durameaux's zu ersetzen, gab Herr Lenoir dem Gebäude

sechs und neunzig Fuß Fronte auf dem Boulevard; acht an die Pfeiler gelehnte Caryatiden, um drei Eingangsthüren zu bilden; acht, auf dem Fundamente ruhende Säulen; außerdem ein Basrelief über den Kapitälern, einen Balkon mit drei, mit Schwibbogen verzierten Fenstern.

Die Bühne sollte sechs und dreißig Fuß Breite, das Schauspielhaus zwei und siebenzig Fuß Tiefe und vier und achtzig Fuß in seiner Breite von einer Mauer zu der andern haben.

Es würde mit Spiegeln versehene Säle von einfacher aber edler Verzierung geben.

In der ganzen Breite des Saales wollte Herr Lenoir unter dem Orchester einen Raum von zwölf Fuß Tiefe anbringen, um einen unermeßlichen Wasserbehälter und zwei Spritzen aufzunehmen, zu deren Bedienung zwanzig französische Gardisten bestimmt waren.

Endlich, um das Maas voll zu machen, verlangte der Baumeister fünf und siebenzig Tage und fünf und siebenzig Nächte, um das Schauspielhaus dem Publikum zu liefern, keine Stunde mehr oder weniger. Dieser letzte Punkt schien eine Prahlerei zu sein; man lachte Anfangs viel darüber, aber der König machte mit Herrn Lenoir seine Berechnung und bewilligte Alles.

Herr Lenoir machte sich an das Werk und hielt sein Versprechen. Das Opernhaus wurde in der bestimmten Frist beendigt.

Nun aber begann das Publikum, das niemals zufrieden oder beruhigt ist, zu überlegen, daß der Saal

von Holz gebaut wäre, was das einzige Mittel war, schnell zu bauen, daß aber die Schnelligkeit eine Veranlassung zu Fehlern sei, und daß das neue Opernhaus dem zu Folge nicht solid wäre.

Dieses Theater, nach dem man so viel geseufzt hatte, das die Neugierigen sich Balken vor Balken hatten erheben sehen, dieses Monument, nach dem ganz Paris jeden Abend gekommen war, um es wachsen zu sehen, indem es im Voraus seinen Platz darin bestimmte, Niemand wollte es betreten, als es beendigt war. Die Vermessensten, die Thoren nahmen ihre Billette für die erste Vorstellung von Adèle von Ponthieu, Musik von Piccini, aber sie machten zu gleicher Zeit ihr Testament.

Als er das sah, wandte sich der untröstliche Baumeister an den König, der ihm einen Gedanken angab.

—Die größten Memmen, die es in Frankreich gibt, sagte Seine Majestät, das sind die Leute, welche bezahlen; diese wollen Ihnen gern zehn Tausend Livres Einkünfte geben und sich in dem Gedränge ersticken lassen, aber sie wollen sich nicht der Gefahr aussetzen, unter einstürzenden Decken erstickt zu werden. Lassen Sie mir diese Leute da bei Seite, und laden Sie mir die Tapferen ein, welche nicht bezahlen. Die Königin hat mir einen Dauphin geschenkt; die Stadt schwimmt im Jubel. Lassen Sie ankündigen, daß das Opernhaus zum Zeichen der Freude über die Geburt meines Sohnes mit einer unentgeldlichen Vorstellung eröffnet werden würde, und wenn

zwei Tausend fünf Hundert zusammengedrängte Personen, das heißt im Durchschnitte drei Mal Hundert Tausend Pfund ihnen nicht genügen, um die Festigkeit zu bewähren, so bitten Sie alle diese Kräftigen ein wenig zu stampfen; Sie wissen, Herr Lenoir, daß das Gewicht sich verfünffacht, wenn es vier Zoll hoch fällt. Ihre zwei Tausend fünf Hundert Tapfere werden so viel als fünfzehn Tausend wiegen, wenn Sie sie tanzen lassen; geben Sie daher einen Ball nach dem Schauspiele.

—Sire, ich danke, sagte der Baumeister.

—Aber zuvor überlegen Sie, das wird schwer sein.

—Sire, ich bin meiner Sache gewiß, und ich werde auf diesen Ball gehen.

—Ich, erwiderte der König, ich verspreche Ihnen der zweiten Vorstellung beizuwohnen.

Der Baumeister befolgte den Rath des Königs. Man spielte A d è l e v o n P o n t h i e u vor drei Tausend Menschen aus dem Volke, welche mehr wie Könige Beifall klatschten.

Diese Leute aus dem Volke wollten gern nach dem Schauspiele tanzen, und sich ansehnlich belustigen. Sie verzehnfachten ihre Last, statt sie zu verfünffachen.

Nichts wankte in dem Saale.

Wenn irgend ein Unglück zu fürchten gewesen wäre, so wäre es bei den folgenden Vorstellungen gewesen, denn die furchtsamen Adeligen überfüllten den Saal, diesen Saal, in welchen sich drei Jahre nach seiner Eröff-

nung der Herr Kardinal von Rohan und Frau de la Mothe begaben.

Das war die Einleitung, die wir unseren Lesern schuldig waren. Suchen wir jetzt unsere Personen wieder auf.

XIV.

Der Opernball.

Der Ball war in seinem größten Glanze, als der Kardinal Ludwig von Rohan und Frau de la Mothe, vorzüglich der Prälat, sich verstohlener Weise unter die Tausende von Dominos und von Masken aller Art schlichen.

Sie wurden bald von der Menge eingehüllt, in der sie verschwanden, wie jene kleinen, einen Augenblick lang von den Spaziergängern am Ufer bemerkten Wirbel in den großen Wasserstrudeln verschwinden, die dann von dem Strome fortgerissen und verlöscht werden.

Zwei Dominos versuchten neben einander, so weit als es möglich war, sich in einem solchen Gedränge neben einander zu halten, indem sie ihre Kräfte vereinigten, dem Andrange Widerstand zu leisten; als sie aber sahen, daß es ihnen nicht gelang, so faßten sie den Entschluß

sich unter die Loge der Königin zu flüchten, wo das Gedränge weniger stark war, und wo außerdem die Wand einen Stützpunkt bot.

Zwei Dominos, der eine schwarz, der andere weiß, der Eine groß, der Andere von mittlerer Gestalt; der Eine ein Mann, der Andere eine Frau; der Eine, indem er die Arme bewegte, der Andere, indem er den Kopf hin und herwandte, waren augenscheinlich in einem höchst eifrigen Gespräche begriffen.

Horchen wir.

—Ich sage Ihnen, Oliva, daß Sie Jemand erwarten, wiederholte der größere, Ihr Hals ist kein Hals mehr, sondern die Stange einer Wetterfahne, die sich nicht blos nach allen vier Winden, sondern nach jedem Kommenden dreht.

—Nun denn! was weiter?

—Wie! was weiter?

—Ja, was ist dabei zu verwundern, daß mein Kopf sich dreht? Bin ich nicht etwa dazu hier?

—Ja, aber wenn Sie ihn auch andern drehen lassen . . .

—Nun denn! mein Herr, wozu kömmt man denn auf den Opernball?

—Aus tausend Gründen.

—O! die Männer, aber die Frauen, kommen nur aus einem einzigen hierher.

—Aus welchem?

—Aus dem, welchen Sie genannt haben, um so viele Köpfe als möglich sich drehen zu lassen. Sie haben

mich auf den Opernball geführt; ich bin hier, ergeben Sie Sich.

— Mademoiselle Oliva!

— Oh! nehmen Sie Ihre grobe Stimme nicht an. Sie wissen, daß Ihre grobe Stimme mir keine Furcht macht, und besonders hüten Sie Sich mich bei meinem Namen zu nennen. Sie wissen, daß nichts mehr schlechten Geschmack verräth, als auf dem Opernballe die Leute bei ihrem Namen zu nennen.

Der schwarze Domino machte eine Geberde des Zornes, welche ganz kurz durch die Ankunft eines blauen, ziemlich dicken und großen Dominos von schöner Haltung unterbrochen wurde.

— Ruhig, ruhig, mein Herr, sagte der Neugekommene, lassen Sie doch Madame sich ganz nach ihrem Gefallen belustigen. Was der Teufel! es ist nicht alle Tage Mitfasten, und man kömmt nicht alle Mitfasten auf den Opernball.

— Mischen Sie Sich in das, was Sie angeht, erwiderte der schwarze Domino auf eine barsche Weise.

— Ei! mein Herr, äußerte der blaue Domino, erinnern Sie Sich doch ein Mal für alle Male, daß ein wenig Artigkeit niemals etwas schadet.

— Ich kenne Sie nicht, antwortete der schwarze Domino, und warum zum Teufel sollte ich Umstände mit Ihnen machen?

— Sie kennen mich nicht, es mag sein; aber . . .

— Aber, was?

— Aber ich kenne Sie, Herr Beausire.

Bei seinem ausgesprochenen Namen erbebte der schwarze Domino, er, der die Namen der Andern so leicht aussprach, eine Empfindung, die an dem wiederholten Schwanken seiner seidenen Kapuze sichtbar war.

— O! fürchten Sie Sich nicht, Herr Beausire, begann die Maske wieder, ich bin nicht das, was Sie denken.

— Ei bei Gott! was ich denke? Sollten Sie Sich etwa, Sie, der Sie die Namen errathen, nicht damit begnügen und die Anmaßung haben, auch die Gedanken zu errathen?

— Warum nicht?

— Dann errathen Sie doch ein wenig das, was ich denke. Ich habe niemals einen Hexenmeister gesehen, und es wird mir in Wahrheit Vergnügen machen, einen anzutreffen.

— O! das, was Sie von mir verlangen, ist nicht schwer genug, um mir einen Titel einzutragen, den Sie sehr leichtfertig zu bewilligen scheinen.

— Sagen Sie es immerhin.

— Nein, finden Sie etwas Anderes.

— Das wird mir genügen. Errathen Sie.

— Sie wollen es?

— Ja.

— Nun denn, Sie haben mich für einen Agenten des Herrn von Crosne gehalten.

— Des Herrn von Crosne?

— Ei, ja doch, Sie kennen Nichts als das, bei Gott, des Herrn von Crosne, des Polizeiministers.

—Mein Herr . . .

—Ruhig, lieber Herr Beausire; man könnte in Wahrheit glauben, daß Sie einen Degen an Ihrer Seite suchten.

—Zuverlässig suche ich ihn.

—Du mein Gott! welche kriegerische Natur. Aber, beruhigen Sie Sich, lieber Herr Beausire, Sie haben Ihren Degen zu Hause gelassen, und Sie haben wohl daran gethan. Sprechen wir von etwas Anderem. Wollen Sie mir gefälligst den Arm von Madame lassen?

—Den Arm von Madame? . . .

—Ja, von Madame. Wie ich meine, ist das auf dem Opernballe gebräuchlich, oder käme ich vielleicht aus Ostindien?

—Ohne Zweifel, mein Herr, geschieht das, wenn es dem Kavalier gefällt.

—Es genügt zuweilen, lieber Herr Beausire, daß das der Dame gefällt.

—Ist es für lange, daß sie diesen Arm verlangen?

—Ah! lieber Herr Beausire, Sie sind zu neugierig; vielleicht für zehn Minuten, vielleicht für eine Stunde, vielleicht für die ganze Nacht.

—Gehen Sie doch, mein Herr, Sie machen Sich über mich lustig.

—Lieber Herr, antworten Sie ja oder nein. Ja oder Nein, wollen Sie mir den Arm von Madame geben?

—Nein.

— Gehen Sie, gehen Sie, spielen Sie nicht den Garstigen.

— Warum das?

— Weil, da Sie eine Maske haben, es unnöthig ist deren zwei zu nehmen.

— Mein Gott, mein Herr.

— Nun denn, schön, da werden Sie bös, Sie waren vorhin so sanft.

— Wo das?

— In der Straße Dauphine.

— In der Straße Dauphine! rief Beausire auf das Höchste erstaunt aus.

Oliva brach in Gelächter aus.

— Schweigen Sie! Madame, knirschte ihr der schwarze Domino zu.

Indem er sich hierauf nach dem blauen Domino umwandte, sagte er:

— Ich verstehe Nichts von alle dem, was Sie sagen, mein Herr. Necken Sie mich auf eine rechtschaffene Weise, wenn Ihnen das möglich ist.

— Aber, lieber Herr, ich meine, daß nichts rechtschaffener ist, als die Wahrheit, nicht wahr, Mademoiselle Oliva?

— Ei! äußerte diese, Sie kennen mich also auch?

— Hat Sie der Herr nicht vorhin ganz laut bei Ihrem Namen genannt?

— Und die Wahrheit, sagte Beausire, indem er wieder auf das Gespräch zurückkam, die Wahrheit ist . . .

— Ist, daß ich in dem Augenblicke, wo Sie diese

arme Dame umbringen wollten, denn Sie wollten sie vor einer Stunde umbringen, Sie vor dem Klange von zwanzig Louisd'or davon zurückgekommen sind.

—Genug, mein Herr.

—Es sei; so geben Sie mir den Arm von Madame, da Sie genug an ihr haben.

—O! murmelte Beausire, ich sehe wohl, daß Madame und Sie . . .

—Nun denn! Madame und ich?

—Daß Sie Sich mit einander verstehen.

—Ich schwöre Ihnen, daß es nicht der Fall ist.

—O! kann man so etwas sagen? rief Oliva aus.

—Und außerdem . . . fügte der blaue Domino hinzu.

—Wie, außerdem?

—Ja, wenn wir uns verständigen, so wird es nur zu Ihren Besten sein.

—Zu meinem Besten?

—Ohne Zweifel.

—Wenn man etwas behauptet, so beweist man es, sagte Beausire ziemlich trotzig.

—Mit Vergnügen.

—Ah! ich wäre neugierig . . .

—Ich werde also beweisen, fuhr der blaue Domino fort, daß Ihre Anwesenheit hier Ihnen eben so nachtheilig ist, als Ihre Abwesenheit Ihnen von Nutzen sein würde.

—Mir?

—Ja, Ihnen.

—In was, ich bitte Sie?

—Wir sind Mitglieder einer gewissen Akademie, nicht wahr?

—Ich?

—O! werden Sie nicht unwillig, lieber Herr Beausire, ich spreche nicht von der französischen Akademie.

—Akademie . . . Akademie . . . brummte der Cavalier Olivas.

—Straße Pot de Fer, ein Stockwerk unter dem Erdgeschosse, ist es das, lieber Herr Beausire?

—Still.

—Bah!

—Ja, still! O! welchen unangenehmen Mann Sie spielen, mein Herr.

—O! sagen Sie das nicht.

—Warum?

—Bei Gott! weil Sie kein Wort davon glauben können. Kommen wir also auf diese Akademie zurück.

—Nun denn?

Der blaue Domino zog seine Uhr, eine schöne mit Brillanten besetzte Uhr, auf welche sich die Augäpfel Beausires wie zwei flammende Linsen hefteten.

—Nun denn! wiederholte dieser letztere.

—Nun denn, in einer Viertelstunde wird man in Ihrer Akademie der Straße Pot de Fer einen kleinen Plan verhandeln, lieber Herr Beausire, der zum Zwecke hat, den zwölf wahren Verbündeten, von denen Sie einer sind, Herr Beausire, einen Gewinn von zwei Millionen zu geben.

—Und zu denen auch Sie gehören, wenn anders . . .

—Sprechen Sie aus.

—Wenn anderes Sie nicht ein Polizeispion sind.

—In Wahrheit, ich hielt Sie für einen Mann von Verstand, Herr Beausire, aber ich sehe mit Bedauern, daß Sie nur ein Dummkopf sind; wenn ich zu der Polizei gehörte, so hätte ich Sie bereits gefangen genommen, und nicht ein, sondern zwanzig Male wegen minder ehrenvoller Angelegenheiten, als diese Speculation von zwei Millionen ist, die man in einigen Minuten in der Akademie verhandeln wird.

Beausire überlegte einen Augenblick lang.

—Beim Teufel, Sie haben Recht, sagte er.

Indem er sich hierauf eines andern besann, sagte er:

—Ah! mein Herr, Sie senden mich nach der Straße Pot de Fer?

—Ich sende Sie nach der Straße Pot de Fer.

—Ich weiß wohl warum.

—Sagen Sie an?

—Um mich fangen zu lassen. Aber ich bin nicht so dumm.

—Noch eine Albernheit.

—Mein Herr . . .

—Ohne Zweifel, wenn ich die Macht habe, das zu thun, was Sie sagen, wenn ich die noch weit größere Macht habe, das zu errathen, was in Ihrer Akademie angezettelt wird, warum käme ich dann Sie um die Erlaubniß zu bitten, mich mit Madame zu unterhalten? Nein,

in diesem Falle würde ich Sie auf der Stelle verhaften lassen, und Madame und ich würden Ihrer entledigt sein. Aber im Gegentheile, Alles durch Artigkeit und Ueberredung, lieber Herr Beausire, das ist mein Wahlspruch.

—Sagen Sie an, rief plötzlich Beausire aus, indem er Olivas Arm los ließ, Sie sind es, der vor zwei Stunden auf dem Sopha von Madame saß? He! antworten Sie.

—Welches Sopha? fragte der blaue Domino, dem Oliva leicht die Spitze des kleinen Fingers kniff, ich kenne nur ein Sopha, das des Herrn Crébillon des Jüngern.

—In der That, das ist mir sehr gleich, begann Beausire wieder, Ihre Gründe sind gut, das ist Alles, dessen ich bedarf. Ich sage gut, ich hätte vortrefflich sagen sollen. Nehmen Sie daher den Arm von Madame, und wenn Sie einen rechtschaffenen Mann ins Verderben geführt haben, so schämen Sie Sich!

Der blaue Domino begann bei dem Beinamen, ein rechtschaffener Mann, den sich Beausire so freigebiger Weise beilegte, zu lachen; hierauf klopfte er ihm auf die Schulter, und sagte:

—Sein Sie unbesorgt, indem ich Sie dorthin schikke, schenke ich Ihnen einen Antheil von mindestens Hundert Tausend Livres; denn wenn Sie heute Abend nicht nach der Akademie gingen, so würden Sie dem Gebrauche Ihrer Verbündeten gemäß, von der Theilung

ausgeschlossen sein, während, indem Sie dorthin gehen . . .

—Wohlan! es sei, auf gut Glück, murmelte Beausire.

Und er verneigte sich, indem er sich auf dem Absatze drehte, und verschwand.

XV.

Der Opernball.

Der blaue Domino nahm Besitz von dem Arme der Mademoiselle Oliva, der durch das Verschwinden Beausires frei geworden war.

— Jetzt unter uns beiden, sagte diese. Ich habe Sie ganz nach Ihrem Gefallen diesen armen Beausire necken lassen, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich, die ich Sie kenne, weit schwieriger aus der Fassung zu bringen sein werde. Demnach also, da es sich darum handelt fortzufahren, so erzählen Sie mir artige Dinge, wo nicht...

— Ich kenne nichts Artigeres auf der Welt, als Ihre Geschichte, liebe Mademoiselle Nicole, sagte der blaue Domino, indem er auf eine angenehme Weise den runden Arm der hübschen Frau drückte, welche bei diesem Namen, den ihr die Maske in das Ohr geflüstert hatte, einen erstickten Schrei ausstieß.

Aber sie faßte sich sogleich wieder wie eine Person, die gewöhnt war sich nicht durch Ueberraschung fangen zu lassen.

— O mein Gott! was ist das für ein Name? fragte sie. Nicole! . . . Bin ich es, um die es sich handelt? Wollen Sie mich etwa mit diesem Namen bezeichnen? In diesem Falle leiden Sie Schiffbruch bei der Ausfahrt aus dem Hafen, Sie scheitern an der ersten Klippe. Ich nenne mich nicht Nicole.

— Jetzt, ich weiß es, jetzt nennen Sie Sich Oliva. Nicole war zu provinzmäßig. Es gibt in Ihnen zwei Frauen, ich weiß es wohl, Oliva und Nicole. Wir werden sogleich von Oliva sprechen, sprechen wir zuerst von Nicole. Haben Sie die Zeit vergessen, wo Sie auf diesen Namen antworteten? Ich glaube es nicht. Ah! mein liebes Kind, wenn man als junges Mädchen einen Namen geführt hat, so bewahrt man diesen immer, wo nicht außerhalb, doch zum Mindesten auf dem Grunde seines Herzens, welches der andere Name auch sein mag, den man anzunehmen gezwungen ist, um den ersten vergessen zu lassen. Arme Oliva! Glückliche Nicole!

In diesem Augenblicke stieß ein Strom von Masken wie eine Meereswelle auf die beiden Arm in Arm gehenden Dominos, und Nicole oder Oliva war fast wider ihren Wille gezwungen, sich noch näher an ihren Begleiter anzuschließen, als sie es bis dahin that.

— Sehen Sie, sagte er zu ihr, sehen Sie diese ganze buntscheckige Menge, sehen Sie alle diese Gruppen, welche sich unter den Kaputzen einander drängen, um die Worte

der Artigkeit oder der Liebe zu verschlingen, welche sie auswechseln; sehen Sie diese Gruppen, welche sich bilden und sich auflösen, die eine mit Gelächter, die andern mit Vorwürfen. Alle diese Leute haben vielleicht eben so viele Namen als Sie, und es befinden sich vielleicht viele unter ihnen, die sich verwundern würden, wenn ich Ihnen Namen sagte, deren sie sich erinnern, und von denen sie glauben, daß man sie vergessen hat.

—Sie haben gesagt arme Oliva . . .

—Ja.

—Sie halten mich also für nicht glücklich?

—Es wäre schwer, daß Sie mit einem Manne wie Beausire glücklich wären.

Oliva stieß einen Seufzer aus.

—Ich bin es daher auch nicht! sagte sie.

—Sie lieben ihn indessen?

—O! nicht zu sehr.

—Wenn Sie ihn nicht lieben, so verlassen Sie ihn.

—Nein.

—Warum das?

—Weil ich ihn schon vermissen würde, wenn ich ihn kaum verlassen hätte.

—Sie würden ihn vermissen?

—Ich fürchte es.

—Und was würden Sie denn an einem Trunkenbolde, an einem Spieler, an einem Manne, der Sie schlägt, an einem Gauner vermissen, der eines Tages auf dem Grèveplatze gerädert werden wird?

—Vielleicht werden Sie das nicht verstehen, was ich Ihnen sagen werde.

—Sagen Sie es immerhin.

—Ich werde das Geräusch vermischen, das er um mich herum macht.

—Ich hätte es errathen sollen. Da sieht man, was es heißt, seine Jugend mit wortkargen Leuten zugebracht zu haben.

—Sie kennen meine Jugend?

—Vollkommen.

—Ah! mein lieber Herr, sagte Oliva, indem sie lachte und den Kopf mit einer Miene der Herausforderung schüttelte.

—Sie zweifeln?

—O! ich zweifle nicht, ich bin gewiß.

—Wir werden uns also von Ihrer Jugend unterhalten, Mademoiselle Nicole.

—Sprechen Sie, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich Ihnen keine Antwort geben werde.

—O! ich habe sie nicht nöthig.

—Ich erwarte.

—Ich werde nicht von Ihrer Kindheit an beginnen, einer Zeit, welche in dem Leben nicht zählt, ich werde von Ihrer Mannbarkeit an beginnen, von dem Augenblicke an, wo Sie gewahr wurden, daß Gott Ihnen ein Herz gegeben, hatte um zu lieben.

—Um zu lieben, wen?

—Um Gilbert zu lieben.

Bei diesem Worte, bei diesem Namen lief ein Schau-

der durch alle Adern der jungen Frau, und der blaue Domino fühlte sie an seinem Arme beben.

—O! sagte sie, wie wissen Sie, mein Gott?

Und sie blieb plötzlich stehen, indem sie durch ihre Maske mit einer unbeschreiblichen Aufregung ihre Augen auf den blauen Domino heftete.

Der blaue Domino blieb stumm.

Oliva, oder vielmehr Nicole, stieß einen Seufzer aus.

—Ach! mein Herr, sagte sie, ohne daß sie länger zu kämpfen versuchte, Sie haben einen Namen ausgesprochen, der für mich sehr reich an Erinnerungen ist. Sie kennen also diesen Gilbert?

—Ja, da ich zu Ihnen von ihm spreche.

—Ach!

—Ein liebenswürdiger junger Mann, auf mein Wort. Sie liebten ihn?

—Er war schön . . . nein . . . das ist es nicht . . . aber ich fand ihn schön. Er war voll Verstand. Er war meines Gleichen durch die Geburt . . . Aber nein, besonders dieses Mal irre ich mich. Seines Gleichen, nein, niemals. So lange als Gilbert es wollen wird, wird keine Frau seines Gleichen sein.

—Selbst . . .

—Selbst, wer?

—Selbst Fräulein von Ta . . . . .!

—O! ich weiß was Sie sagen wollen, unterbrach ihn Nicole; o! Sie sind gut unterrichtet, mein Herr,

ich sehe es wohl; ja, er liebte weit höher hinaus als die arme Nicole.

—Wie Sie sehen, bleibe ich dabei stehen.

—Ja, ja, Sie wissen sehr schreckliche Geheimnisse, mein Herr, sagte Oliva erbebend; jetzt . . .

Sie blickte den Unbekannten an, als ob sie durch seine Maske hätte lesen können.

—Jetzt, was ist aus ihm geworden?

—Aber ich glaube, daß Sie es besser als irgend Jemand sagen könnten.

—Warum? großer Gott!

—Weil, wenn er Ihnen von Taverney nach Paris gefolgt ist, Sie ihm von Paris nach Trianon gefolgt sind.

—Ja, es ist wahr, aber das ist zehn Jahre her; daher spreche ich auch nicht von jener Zeit. Ich spreche zu Ihnen von den zehn Jahren, welche verflossen sind, seitdem ich entflohen bin und er verschwunden ist. Mein Gott! in zehn Jahren tragen sich so viele Dinge zu!

Der blaue Domino schwieg.

—Ich bitte Sie, drang Nicole fast flehend in ihn, sagen Sie mir, was aus Gilbert geworden ist? Sie schweigen, Sie wenden den Kopf ab. Vielleicht verletzt, betrübt diese Erinnerung Sie?

Der blaue Domino hatte in der That den Kopf nicht abgewandt, sondern geneigt, als ob die Last seiner Erinnerungen zu schwer gewesen wäre.

—Als Gilbert Fräulein von Taverney liebte, sagte Oliva . . .

—Weit leiser die Namen, sagte der blaue Domino. Haben Sie nicht bemerkt, daß ich sie selbst nicht ausspreche?

—Als er so verliebt war, fuhr Oliva mit einem Seufzer fort, daß jeder Baum von Trianon seine Liebe wußte.

—Nun denn! Sie liebten ihn nicht mehr?

—Ich, im Gegentheile, mehr als jemals, und diese Liebe war es, welche mich in's Verderben stürzte. Ich bin schön, ich bin stolz, und wenn ich will, so bin ich vermessen. Ich würde eher meinen Kopf auf einen Block legen, um ihn abschlagen zu lassen, als daß man sagen dürfte, ich hätte den Kopf gebeugt.

—Sie haben Muth, Nicole.

—Ja, ich habe ihn gehabt . . . zu jener Zeit, sagte das junge Mädchen seufzend.

—Das Gespräch betrübt Sie?

—Nein, im Gegentheile, es thut mir wohl, in meine Jugend zurückzugehen. Es geht mit dem Leben, wie mit den Flüssen. Der trübste Fluß hat die reinste Quelle. Fahren Sie fort und achten Sie nicht auf einen armseligen verlornen Seufzer, der aus meiner Brust dringt.

—O! äußerte der blaue Domino mit einem sanften Schaukeln, das ein unter der Maske entstandenes Lächeln verrieth: von Ihnen, von Gilbert und von einer andern Person, mein armes Kind, weiß ich Alles, was Sie selbst wissen können.

—Dann, rief Oliva aus, sagen Sie mir, warum

Gilbert von Trianon entflohen ist, und, wenn Sie mir es sagen . . .

—Dann werden Sie überzeugt sein? Nun denn! ich werde es Ihnen nicht sagen, und Sie werden noch weit mehr überzeugt sein.

—Wie das?

—Indem Sie mich fragen, weshalb er Trianon verlassen habe, wollen Sie nicht Wahrheit in meiner Antwort bestätigt haben, Sie wünschen etwas zu erfahren, was Sie nicht wissen.

—Das ist wahr.

Plötzlich erbebte sie weit heftiger, als sie es bis jetzt gethan hatte, und indem sie mit ihren beiden krampfhaften Händen die seinigen ergriff, sagte sie:

—Mein Gott! mein Gott!

—Nun denn! was?

Nicole schien sich wieder zu fassen und den Gedanken zu beseitigen, der sie zu dieser Bezeugung geführt hatte.

—Nichts.

—Doch, Sie wollten mich etwas fragen.

—Ja, sagen Sie mir ganz offen, was aus Gilbert geworden ist?

—Haben Sie nicht sagen hören, daß er gestorben wäre?

—Ja, aber . . .

—Nun denn! er ist todt.

—Todt? äußerte Nicole mit einer Miene des Zweifels.

Dann sagte sie mit einer plötzlichen Erschütterung, welche der ersteren glich:

—Ich bitte, mein Herr, einen Dienst.

—Zwei, zehn, so viel als Sie wollen, meine liebe Nicole.

—Ich habe Sie vor zwei Stunden bei mir gesehen, nicht wahr, denn Sie sind es wirklich?

—Ohne Zweifel.

—Vor zwei Stunden suchten Sie nicht sich vor mir zu verbergen.

—Durchaus nicht; ich suchte im Gegentheile mich recht sehen zu lassen.

—O! Thörichte, die ich bin; ich, die ich Sie so viel betrachtet habe. Thörichte, Thörichte, Alberne, Frau, nichts als Frau, wie Gilbert sagte.

—Nun denn, lassen Sie Ihre schönen Haare in Ruhe. Verschonen Sie Sich.

—Nein. Ich will mich bestrafen, Sie angeblickt zu haben, ohne Sie gesehen zu haben.

—Ich verstehe Sie nicht.

—Wissen Sie, was ich von Ihnen verlange?

—Verlangen Sie.

—Nehmen Sie Ihre Maske ab.

—Hier, unmöglich.

—O! es ist nicht die Furcht vor andern Blicken, als den meinigen gesehen zu werden; denn dort, hinter dieser Säule, in dem Schatten der Gallerie würde Sie Niemand sehen, als ich.

—Dann hält mich also irgend etwas ab?

—Sie fürchten sich, daß ich Sie erkennen mögte.

—Ich?

—Und daß ich ausrufen mögte: Sie sind es, es ist Gilbert!

—Ah! Sie haben richtig gesagt: Thörichte! Thörichte!

—Nehmen Sie Ihre Maske ab.

—Wohlan! es sei, aber unter einer Bedingung.

—Sie ist im Voraus bewilligt.

—Nämlich, daß, wenn ich will, daß Sie Ihre Maske abnehmen . . .

—Ich werde sie abnehmen. Wenn ich sie nicht abnehme, so werden Sie mir sie abreißen.

Der blaue Domino ließ sich nicht länger bitten; er erreichte den dunkeln Ort, den die junge Frau ihm angedeutet hatte, und indem er dort angelangt seine Maske abnahm, stellte er sich vor Oliva, die ihn eine Minute lang mit dem Blicke verschlang.

—Ach! nein, sagte sie, indem sie den Boden mit dem Fuße stampfte und ihre Nägel in die Ballen ihrer Hände drückte. Ach! nein, es ist nicht Gilbert.

—Und wer bin ich?

—Was kümmert es mich, sobald Sie nicht Gilbert sind.

—Und wenn er es gewesen wäre? fragte der Unbekannte, indem er seine Maske wieder vornahm.

—Wenn es Gilbert gewesen wäre! rief das junge Mädchen leidenschaftlich aus.

—Ja.

—Wenn er mir gesagt hätte: Nicole, Nicole, erinnere Dich an Taverney Maison Rouge. O! dann!

— Dann?

— Gäbe es keinen Beausire mehr auf der Welt.

— Ich habe Ihnen gesagt, mein liebes Kind, daß Gilbert todt ist.

— Nun denn, vielleicht ist das besser, seufzte Oliva.

— Ja, Gilbert würde Sie nicht geliebt haben, so schön Sie auch sind.

— Wollen Sie damit sagen, daß Gilbert mich verachtete?

— Nein, er fürchtete Sie vielmehr.

— Das ist möglich. Es lag in mir etwas von ihm, und er kannte sich so gut, daß ich ihm Furcht erregte.

— Es ist also, wie Sie gesagt haben, besser, daß er todt ist?

— Warum meine Worte wiederholen, in Ihrem Munde verletzen sie mich. Warum ist es besser, daß er todt ist, sagen Sie?

— Weil Sie jetzt, meine liebe Oliva, — Sie sehen, ich gebe Nicole auf, weil Sie jetzt, — meine liebe Oliva, eine ganz glückliche, reiche, glänzende Zukunft in Aussicht haben!

— Glauben Sie?

— Ja, wenn Sie fest entschlossen sind, Alles zu thun, um zu dem Ziele zu gelangen, das ich Ihnen verspreche.

— Oh! sein Sie ohne Sorgen.

— Nur müssen Sie nicht mehr seufzen, wie Sie vorhin seufzten.

— Es sei. Ich seufzte für Gilbert, und da es keine

zwei Gilberts auf der Welt gab, da Gilbert todt ist, so werde ich nicht mehr seufzen.

—Gilbert war jung; er hatte die Fehler und die guten Eigenschaften der Jugend. Jetzt . . .

—Gilbert ist jetzt nicht älter als vor zehn Jahren.

—Nein, ohne Zweifel, da Gilbert todt ist.

—Sie sehen wohl, er ist todt; die Gilberts altern nicht, sie sterben.

—O! rief der Unbekannte aus, o Jugend! o Muth! o Schönheit! ewiger Same der Liebe, des Heldenmuthes und der Aufopferung, wer Euch verliert, der verliert das Leben wahrhaft. Die Jugend ist das Paradies, ist der Himmel, ist Alles. Was Gott uns nachher verleiht, ist nur der traurige Ersatz der Jugend. Je mehr er den Menschen gibt, wenn sie die Jugend verloren haben, desto mehr hat er sie entschädigen zu müssen geglaubt. Aber, großer Gott! Nichts ersetzt die Schätze, mit denen diese Jugend den Menschen überhäufte.

—Gilbert hätte das gedacht, was Sie so richtig sagen, äußerte Oliva; aber genug über diesen Gegenstand.

—Ja, sprechen wir über Sie.

—Sprechen wir über das, was Sie wollen.

—Warum sind Sie mit Beausire entflohen?

—Weil ich Trianon verlassen wollte, und ich mit Jemandem entfliehen mußte. Es war mir unmöglich, für Gilbert länger ein Nothnagel, ein verschmähter Ueberrest zu bleiben.

—Zehn Jahre der Treue aus Stolz, sagte der Un-

Domino, oh! wie theuer Sie diese Eitelkeit bezahlt haben.

Oliva begann zu lachen.

—O! ich weiß wohl, worüber Sie lachen, sagte der Unbekannte ernst. Sie lachen darüber, daß ein Mann, der Alles zu wissen behauptet, Sie beschuldigt, zehn Jahre treu gewesen zu sein, wo es Ihnen nicht einfiel, sich einer solchen Lächerlichkeit schuldig gemacht zu haben. O! mein Gott! wenn von materieller Treue die Rede ist, arme junge Frau, so weiß ich, woran ich mich zu halten habe. Ja, ich weiß, daß Sie mit Beausire in Portugal gewesen sind, daß Sie dort zwei Jahre geblieben sind, daß Sie von dort ohne Beausire mit einem Fregattenkapitän nach Indien gegangen sind, der Sie in seiner Kajüte verbarg, und der Sie in Chandernagor, auf dem festen Lande, in dem Augenblicke vergaß, wo er nach Europa zurückkehrte. Ich weiß, daß Sie zwei Millionen Rupien in dem Hause des Nabobs zu verzehren gehabt haben, der Sie in ein dreifaches Gitter einschloß. Ich weiß, daß Sie entflohen sind, indem Sie auf den Schultern eines Sclaven über die Gitter sprangen. Ich weiß endlich, daß Sie reich, denn Sie hatten zwei Armbänder von feinen Perlen, zwei Diamanten und drei große Rubinen mitgenommen, indem sie nach Frankreich zurückkehrten, wo Ihr böser Genius bei der Landung in dem Hafen von Brest Ihnen Beausire wieder entgegenführte, der beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als er Sie erkannte, so gebräunt und abgemagert Sie auch nach Frankreich zurückkehrten, arme Verbannte!

— O! äußerte Nicole, wer sind Sie denn, mein Gott, um Alles das zu wissen?

— Ich weiß endlich, daß Beausire Sie fortführte, Ihnen bewies, daß er Sie liebte, Ihre Edelsteine verkaufte und Sie zum Elend herabbrachte . . . Ich weiß, daß Sie ihn lieben, daß Sie es zum Mindesten sagen, und daß, da die Liebe die Quelle alles Guten ist, Sie die glücklichste der Frauen sein müssen, die es auf der Welt gibt.

Oliva senkte den Kopf, stützte ihre Stirne auf ihre Hand, und man sah durch die Finger dieser Hand zwei Thränen rollen, flüssige, vielleicht weit kostbarere Perlen, als die ihrer Armbänder, und die indessen leider Niemand Beausire hätte abkaufen mögen.

— Und diese so stolze Frau, diese so glückliche Frau, sagte sie, haben Sie heute Abend für ein fünfzig Louisd'or erlangt.

— O! das ist zu wenig; Madame, ich weiß es wohl, sagte der Unbekannte mit dieser ausgezeichneten Artigkeit und dieser vollkommenen Höflichkeit, welche den gebildeten Mann niemals verläßt, spräche er auch mit der niedrigsten Buhlerin.

— O! das ist im Gegentheile viel zu theuer, mein Herr, und, ich versichere es Ihnen, es hat mich außerordentlich überrascht, daß eine Frau, wie ich, noch fünfzig Louisd'or werth sei.

— Sie sind weit mehr werth als das, und ich werde es Ihnen beweisen. O! antworten Sie mir Nichts, denn

Sie verstehen mich nicht, und dann, fügte der Unbekannte hinzu, indem er sich zur Seite neigte . . .

—Und dann?

—Und dann bedarf ich in diesem Augenblicke meiner ganzen Aufmerksamkeit.

—Dann soll ich schweigen.

—Nein, im Gegentheile, sprechen Sie zu mir.

—Ueber was?

—O! über was Sie wollen, mein Gott. Sagen Sie mir die unnützesten Dinge von der Welt, gleichviel, wenn wir nur eine beschäftigte Miene haben.

—Es sei; Sie sind in der That ein seltsamer Mann.

—Geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen.

Und sie gingen in den Gruppen, sie, indem sie ihren schlanken Wuchs bog und ihrem, selbst unter der Kapuze eleganten Kopfe, ihrem selbst unter dem Domino geschmeidigen Halse Bewegungen verlieh, die jeder Kenner mit Verlangen betrachtete; denn in dieser Zeit galanter Heldenthaten folgte auf dem Opernballe der Vorüberkommende mit dem Auge dem Gange einer Frau eben so neugierig, als heut zu Tage einige Liebhaber dem Gange eines schönen Pferdes folgen.

Nach Verlauf von einigen Minuten wagte Oliva eine Frage.

—Still! sagte der Unbekannte, oder sprechen Sie viel mehr, wenn Sie wollen, so viel als Sie wollen, aber zwingen Sie mich nicht zu antworten. Nur verstellen Sie

im Sprechen Ihre Stimme, halten Sie den Kopf gerade, und kratzen Sie den Hals mit Ihrem Fächer.

Sie gehorchte.

In diesem Augenblicke kamen unsere beiden Spaziergänger an einer ganz von Wohlgerüchen duftenden Gruppe vorüber, in deren Mitte ein Mann von elegantem Wuchse, von ungezwungener und freier Haltung mit drei Begleitern sprach, die ihn ehrerbietig anzuhören schienen.

—Wer ist denn dieser junge Mann? fragte Oliva, o! welch reizender perlgrauer Domino.

—Es ist der Herr Graf von Artois, antwortete der Unbekannte, aber ich bitte Sie, sprechen Sie nicht mehr.

XVI.

Der Opernball.

In dem Augenblicke, wo Oliva, ganz erstaunt über den hohen Namen, den ihr blauer Domino ausgesprochen hatte, sich zur Seite stellte, um besser zu sehen, und sich der mehrere Male wiederholten Anempfehlung gemäß gerade hielt, flüchteten sich zwei andere Dominos, indem sie sich einer geschwätzigen und lärmenden Gruppe entledigten, in die Nähe des Umkreises an einen Ort, wo die Bänke fehlten.

Es befand sich dort eine Art öden Eilandes, das von Zeit zu Zeit die aus dem Mittelpunkte des Umkreises zurückgedrängten Gruppen der Spaziergänger betraten.

—Lehnen Sie sich an diesen Pfeiler, Gräfin, sagte leise eine Stimme, welche Eindruck auf den blauen Domino machte.

Und fast im selben Augenblicke spaltete ein großer orangefarbiger Domino, dessen kühner Gang eher den Geschäftsmann, als den kühnen Hofmann verrieth, die Menge und sagte zu dem blauen Domino:

—Das ist er.

—Gut, erwiderte dieser. Und er verabschiedete mit einer Handbewegung den orangefarbigen Domino.

—Hören Sie mich an, meine gute liebe Freundin, sagte der blaue Domino nun Oliva ins Ohr, wir werden anfangen uns ein wenig zu belustigen.

—Mit Vergnügen, denn Sie haben mich zwei Male traurig gemacht, das erste Mal dadurch, daß Sie mir Beausire nahmen, der mir immer etwas zu lachen gibt, das zweite Mal dadurch, daß Sie von Gilbert sprachen, der mich so oft hat weinen lassen.

—Ich werde für Sie sowohl Gilbert als Beausire sein, sagte der blaue Domino ernst.

—O! seufzte Nicole.

—Ich verlange von Ihnen nicht mich zu lieben, begreifen Sie das; ich verlange von Ihnen das Leben so anzunehmen, wie ich es Ihnen bilden werde, das heißt die Erfüllung aller Ihrer Launen, vorausgesetzt, daß Sie sich von Zeit zu Zeit in die meinigen fügen. Nun aber ist hier eine, welche ich habe.

—Welche?

—Der schwarze Domino, den Sie sehen, ist einer meiner Freunde, ein Deutscher.

—Ah!

—Ein Arglistiger, der mir unter dem Vorwande von Kopfweh ausgeschlagen hat auf den Ball zu kommen.

—Und dem auch Sie gesagt haben, daß Sie nicht auf denselben gehen würden.

—Ganz recht.

—Es befindet sich eine Frau bei ihm.

—Ja.

—Wer?

—Ich kenne sie nicht. Wir wollen uns ihm nähern, nicht wahr? Wir werden thun, als ob Sie eine Deutsche wären; Sie werden den Mund nicht aufthun, aus Furcht, daß er an Ihrer Aussprache erkennen möchte, daß Sie eine echte Französin sind.

—Sehr wohl. Und Sie werden ihn necken?

—O! Ich stehe Ihnen dafür. Sehen Sie, fangen Sie damit an, ihn mir mit Ihrem Fächer zu bezeichnen.

—Auf diese Weise?

—Ja, sehr schön, und sprechen Sie mir ins Ohr.

Oliva gehorchte mit einer Folgsamkeit und einem Verstande, welche ihren Begleiter entzückten.

Der schwarze Domino, der Gegenstand dieses Verfahrens, wandte dem Saale den Rücken; er unterhielt sich mit der ihn begleitenden Dame. Diese, deren Augen unter der Maske funkelten, bemerkte die Geberde Olivas.

—Sehen Sie, gnädiger Herr, sagte sie leise, es befinden sich dort zwei Masken, die sich mit uns beschäftigen.

—O! fürchten Sie Nichts, Gräfin, es ist unmöglich, daß man uns erkennt. Lassen Sie mich, da wir nun einmal auf dem Wege der Verdammniß sind, Ihnen sagen, daß niemals ein Wuchs bezaubernder war, als der Ihrige, niemals ein Blick so glühend, kurz erlauben Sie mir zu sagen . . .

—Alles, was man unter der Maske sagt.

—Nein, Gräfin, Alles das, was man unter . . .

—Sprechen Sie nicht aus, Sie würden sich in die Verdammniß stürzen . . . Und dann, eine weit größere Gefahr, unsere beiden Spione würden uns hören.

—Zwei Spione! rief der Kardinal erregt aus.

—Ja; da entschließen sie sich; sie nähern sich.

—Verstellen Sie ja Ihre Stimme, Gräfin, wenn man Sie sprechen läßt.

—Und Sie die Ihrige, gnädiger Herr.

Oliva und ihr blauer Domino näherten sich in der That.

Dieser sagte, indem er sich an den Kardinal wandte:

— Maske.

Und er neigte sich an Olivas Ohr, die ihm ein bejahendes Zeichen gab.

— Was willst Du? fragte der Kardinal, indem er seine Stimme verstellte.

— Diese Dame, welche mich begleitet, antwortete der blaue Domino, beauftragt mich, mehrere Fragen an Dich zu richten.

— Thue es geschwind, sagte Herr von Rohan.

— Und laß sie recht unbescheiden sein, fügte Frau de la Mothe mit einer feinen Stimme hinzu.

— So unbescheiden, erwiderte der blaue Domino, daß Du sie nicht verstehen wirst, Neugierige.

Und er neigte sich nochmals an Olivas Ohr, welche dasselbe Spiel spielte.

Nun richtete der Unbekannte in einem tadellosen Deutsch folgende Fragen an den Kardinal:

— Gnädiger Herr, sind Sie etwa verliebt in die Frau, welche Sie begleitet?

Der Kardinal erbebte.

— Haben Sie nicht gesagt, gnädiger Herr? antwortete er.

— Ja, gnädiger Herr.

— Dann irren Sie Sich, und ich bin nicht der, für wen Sie mich halten.

— O! doch, Herr Kardinal; leugnen Sie es nicht, es ist unnöthig, selbst wenn ich Sie nicht kennen sollte, so beauftragt mich die Dame, der ich zum Cavalier diene, Ihnen zu sagen, daß sie Sie vollkommen erkennt.

Er neigte sich zu Oliva und sagte leise zu ihr:

— Machen Sie ein bejahendes Zeichen. Machen Sie dieses Zeichen jedes Mal, wenn ich Ihnen den Arm drükken werde.

Sie machte dieses Zeichen.

—Sie setzen mich in Erstaunen, antwortete der Kardinal ganz außer Fassung gebracht; wer ist diese Dame, welche Sie begleitet?

—O! gnädiger Herr, ich glaubte, daß Sie sie bereits erkannt hätten. Sie hat Sie richtig errathen. Freilich, die Eifersucht . . .

—Madame ist eifersüchtig auf mich! rief der Kardinal aus.

—Das sagen wir nicht, äußerte der Unbekannte mit einer Art von Hochmuth.

—Was sagt man Ihnen da? fragte Frau de la Mothe heftig, welcher dieses Deutsche, das heißt für sie unverständliche Gespräch in dem höchsten Grade zuwider war.

—Nichts, nichts.

Frau de la Mothe stampfte unwillig mit dem Fuße.

—Madame, sagte nun der Kardinal zu Oliva, ich bitte Sie, ein Wort von Ihnen, und ich verspreche Ihnen, Sie mit diesem einzigen Worte zu errathen.

Herr von Rohan hatte Deutsch gesprochen. Oliva verstand kein Wort und neigte sich zu dem blauen Domino.

—Ich beschwöre Sie, Madame, rief dieser aus, sprechen Sie nicht.

Dieses Geheimniß reizte die Neugierde des Kardinals. Er fügte hinzu:

—Wie! ein einziges deutsches Wort! das würde Madame sehr wenig compromittiren.

Der blaue Domino, welcher that, als ob er die Befehle Olivas in Empfang genommen hätte, erwiderte sogleich:

—Herr Kardinal, hier sind die eigenen Worte von Madame: — Der, dessen Gedanke nicht immer wacht, der, dessen Einbildungskraft nicht beständig die Gegen=

wart des geliebten Gegenstandes ersetzt, der liebt nicht; er hätte Unrecht, es zu behaupten.

Den Kardinal schien der Sinn dieser Worte zu überraschen. Seine ganze Haltung drückte im höchsten Grade die Ueberraschung, die Ehrerbietung, die Begeisterung der Ergebenheit aus, dann sanken seine Arme wieder zurück.

— Es ist unmöglich, murmelte er auf französisch.

— Was denn unmöglich? rief Frau de la Mothe aus, welche begierig diese einzigen, in der ganzen Unterhaltung entschlüpften Worte aufgefaßt hatte.

— Nichts, Madame, nichts.

— Gnädiger Herr, in Wahrheit, ich glaube, daß Sie mich eine traurige Rolle spielen lassen, sagte sie verdrießlich.

Und sie ließ den Arm des Kardinals los. Dieser nahm ihn nicht allein nicht zurück, sondern schien auch selbst es nicht bemerkt zu haben, so groß war sein Eifer bei der deutschen Dame.

— Madame, sagte er zu dieser Letzteren, die hinter ihrem Walle von Atlas immer steif und regungslos blieb, diese Worte, welche Ihr Begleiter mir in Ihrem Namen gesagt hat . . . sind deutsche Verse, welche ich in einem Ihnen vielleicht bekanntem Hause gelesen habe?

— Der Unbekannte drückte den Arm Olivas.

— Ja, äußerte sie mit dem Kopfe.

Der Kardinal schauderte.

— Nennt sich dieses Haus nicht Schönbrunn? sagte er zögernd.

Ein Kopfnicken bejahete die Frage.

— Sie wurden von einer erlauchten Hand mit einem goldenen Griffel auf eine Tafel von Kirschbaumholz geschrieben?

— Ja, nickte Oliva.

Der Kardinal unterbrach sich. Eine Art von Umwälzung war in ihm vorgegangen. Er wankte und streckte die Hand aus, um einen Stützpunkt zu suchen.

Frau de la Mothe belauerte zwei Schritte weit von da das Resultat dieses seltsamen Auftrittes.

Der Arm des Kardinals legte sich auf den des blauen Dominos.

— Und, sagte er, hier ist die Fortsetzung davon:

„Aber der, welcher überall den geliebten Gegenstand sieht, der ihn in einer Blume, an einem Wohlgeruche, und unter undurchdringlichen Schleiern erräth, der kann schweigen, seine Stimme ist in seinem Herzen, es genügt, daß ein anderes Herz ihn versteht, damit er glücklich ist."

— Ah so, man spricht hier deutsch! sagte plötzlich eine junge und frische, aus einer Gruppe kommende Stimme, welche den Kardinal eingeholt hatte. Sehen wir doch das ein wenig, Sie verstehen deutsch, Marschall.

— Nein, gnädiger Herr.

— Aber Sie, Charny?

— O! ja, Eure Hoheit.

— Der Herr Graf von Artois, sagte Oliva, indem sie sich an den blauen Domino drückte, denn die vier anderen Masken hatten sich ein wenig zu ungezwungen gedrückt.

In diesem Augenblicke brach das Orchester in lärmendes Geschmetter aus, und der Staub des Fußbodens, der Puder der Frisuren stieg in regenbogenfarbigen Wolken bis über die angezündeten Kronleuchter, welcher dieser Nebel von Ambra und von Rosen vergoldete.

In der Bewegung, welche die Masken machten, fühlte sich der blaue Domino gestoßen.

— Nehmen Sie sich in Acht! meine Herren, sagte er in einem befehlenden Tone.

— Mein Herr, erwiderte der immer noch maskirte Prinz, Sie sehen wohl, daß man uns stößt. Entschuldigen Sie, meine Damen.

— Lassen Sie uns gehen, lassen Sie uns gehen, Herr Kardinal, sagte Frau de la Mothe leise.

Im selben Augenblicke wurde die Kapuze Olivas berührt, von einer unsichtbaren Hand zurückgezogen, und ihre aufgeknüpfte Maske fiel zu Boden; ihre Züge erschienen eine Sekunde lang in dem Halbdunkel der von der ersten Galerie über dem Parterre gebildeten Vertiefung.

Der blaue Domino stieß einen Ausruf affectirter Besorgniß aus; Oliva einen Schrei des Entsetzens.

Drei oder vier Ausrufe der Ueberraschung antworteten auf diesen doppelten Ausruf.

Der Kardinal sank beinahe in Ohnmacht. Wenn er in diesem Augenblicke gefallen wäre, so wäre er auf die Kniee gefallen. Frau de la Mothe unterstützte ihn.

Durch den Strom fortgerissen, hatte eine Welle von Masken den Grafen von Artois von dem Kardinal und der Frau de la Mothe getrennt.

Der blaue Domino, welcher mit Blitzesschnelle die Kapuze Olivas herabgeschlagen und die Maske wieder befestigt hatte, näherte sich dem Kardinale, indem er ihm die Hand drückte.

—Das ist ein unwiederbringliches Unglück, mein Herr, sagte er zu ihm; Sie sehen, daß die Ehre dieser Dame in Ihren Händen ist.

—O! mein Herr, mein Herr . . . murmelte der Prinz Ludwig, indem er sich verneigte.

Und er fuhr mit einem Taschentuche, das in seiner Hand zitterte, über seine von Schweiß triefende Stirne.

—Lassen Sie uns schnell gehen, sagte der blaue Domino zu Oliva.

Und sie verschwanden.

—Jetzt weiß ich, was der Kardinal für unmöglich hielt, sagte sich Frau de la Mothe; er hat diese Frau für die Königin gehalten, und das ist die Wirkung, welche diese Aehnlichkeit auf ihn hervorgebracht hat. Gut, noch eine Bemerkung, die zu bewahren ist.

—Wollen Sie, daß wir den Ball verlassen, Gräfin? sagte Herr von Rohan mit geschwächter Stimme.

— Wie es Ihnen gefällig ist, gnädiger Herr, antwortete Johanna ruhig.

— Ich sehe kein großes Interesse auf ihm, nicht wahr?

— O! nein, ich sehe keines mehr auf ihm.

Und sie bahnten sich mit Mühe einen Weg durch die sich Unterhaltenden. Der Kardinal, der von hoher Gestalt war, blickte überall hin, ob er die verschwundene Erscheinung wiederfände.

Aber von nun an wirbelten blaue, rothe, gelbe, grüne und graue Dominos vor seinen Augen in dem lichtvollen Dunste, indem sie ihre Farben wie die Farben des Prismas verschmolzen. Alles war in der Ferne blau für den armen Herrn; Nichts war es in der Nähe.

Er erreichte in diesem Zustande die Kutsche, welche ihn und seine Begleiterin erwartete.

Die Kutsche rollte bereits seit fünf Minuten, und der Kardinal hatte noch kein Wort an Johanna gerichtet.

Ende des 13. (II. Abtheil. 2ten) Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Memoiren eines Arztes Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von W. L. Wesché

Bd.: 13,2

Leipzig, Wien 1849

P.o.gall. 2428 i-13,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10100395-9